

Ethisch investieren
Mikrokredite für nachhaltige Investitionen: Oikocredit blickt auf 50 Jahre zurück. **HINTERGRUND 3**

Nahe bei den Menschen
Kirche erleben? Das ist nicht nur im Gottesdienst möglich. Sondern auch in der Beiz. **REGION 2**



Foto: Gerry Amstutz

Auf die Grosseltern
Was würde fehlen, wenn es sie nicht gäbe? Sehr viel, nicht zuletzt prägende Erinnerungen. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 1/Januar 2025
www.reformiert.info

Post CH AG

Leitartikel

Das Gute ist nicht verhandelbar

Glauben Die Jahreslosung passt in eine Zeit des Umbruchs und fordert den Mut zur Veränderung ein. Zugleich steht sie für die Gewissheit, dass das Gute immer erkannt und getrost getan werden kann.



Graffiti / Foto: Gen Atem / Miriam Bossard

Die Jahreslosung spricht in eine Zeit des Umbruchs und der Ungewissheit: «Prüft aber alles, das Gute behaltet!» (Thess 5,21). Wie die ersten Christinnen und Christen, an die der Apostel Paulus schreibt, um die Ausrichtung ihrer Gemeinde ringen, scheinen zurzeit Machtverhältnisse ins Rutschen zu geraten. In Syrien fällt eine grausame Diktatur und hinterlässt ein Machtvakuum, das mit der Hoffnung auf Freiheit und einen demokratischen Neuanfang gefüllt wird, aber auch mit der Angst um religiöse Minderheiten wie die Christen und vor einer Rückkehr des Dschihadismus.

Die Rüstung der Liebe

Alles zu prüfen und das Gute zu behalten, klingt gut. Nur: Was ist das Gute? Können gewaltsame Umstürze Gutes bewirken? Gilt es tatsächlich, das Böse zu meiden «in

«Der jeweils erreichbare Nächste ist das Transzendente.»

Dietrich Bonhoeffer
Widerstandskämpfer und Theologe

jeder Gestalt» (Thess 5,22) oder ihm vielmehr entschlossen entgegenzutreten um den Preis, zuweilen nicht das Gute, aber das Notwendige zu tun? Woran lässt sich erkennen, was gut ist, wenn sämtliche Gewissheiten wanken, weil zuerst alles geprüft und für gut befunden werden muss? Die Verlockung liegt nahe, all das als

gut zu bezeichnen, von dem man glaubt, dass es sich im Rückblick als gut oder immerhin als weniger schlecht erweisen wird. Solcher Relativismus ist dem Evangelium fremd. Paulus lässt keinen Zweifel daran, mit welchem unverhandelbaren Wertekompass Christinnen und Christen ausgerüstet sind: «Wir aber wollen nüchtern sein, angetan mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe und mit dem Helm der Hoffnung auf Rettung» (Thess 5,8).

Der Welt ein Segen sein

Einer, der in dunkelsten Zeiten am Guten festhielt und nach reiflicher Prüfung das Notwendige nicht scheute, war der Theologe Dietrich Bonhoeffer (1906–1945). Der Pazifist beteiligte sich am Widerstand gegen Adolf Hitler, weil er überzeugt war, dass das Gebot, nicht zu töten, dazu verpflichtet,

den Massenmord zu verhindern. Das Attentat auf Hitler scheiterte, Bonhoeffer wurde kurz vor Kriegsende im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet. Bonhoeffer, dessen Theologie die Bergpredigt ins Zentrum stellte, wusste sich in der Nachfolge Christi und lernte im Widerstand zugleich Menschen kennen, die mutig das Richtige taten, ohne sich als Christen zu verstehen. Ihn bewegte deshalb «unablässig die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus heute für uns eigentlich ist», wie er 1944 im Gefängnis von Berlin Tegel schrieb. Die gleiche Frage trieb die Gemeinde um, an die Paulus schrieb und die sich erst langsam zur Kirche zu verfestigen begann. Weil das Evangelium von einem der ganzen Welt zugewandten Gott erzählt, kann es für Bonhoeffer auch nur eine der ganzen Welt zuge-

wandte Kirche geben, die das Gute bewahrt. «Vom Segen Gottes und der Gerechten lebt die Welt», schreibt Bonhoeffer im Juni 1944. Es gehe nicht darum, die Welt zu verurteilen, sondern sie als trotz allem zu Gott gehörig anzunehmen. «Wir verlassen sie nicht, wir verwerfen, verachten, verdammen sie nicht, sondern wir rufen sie zu Gott, wir geben ihr Hoffnung.»

Wunderbar geborgen

Mit Blick auf Weihnachten und Neujahr schrieb Dietrich Bonhoeffer vor 80 Jahren im Kellergewächhaus an der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin seinen berühmten und berührenden Segen: «Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.»

Die Zeilen klingen wie ein Echo auf die Metapher vom Panzer der Liebe, der durchlässig bleibt für die Not der Welt und zugleich auf wunderbare Weise schützt vor der Verzweiflung. Der Gefangene schreibt in seinem Begleitbrief zum Gedicht an Maria von Wedemeyer, er habe sich in seiner Zelle «noch keinen Augenblick allein und verlassen gefühlt». Ein «grosses unsichtbares Reich» hält geborgen, in dem auch das Ferne und Vergangene gegenwärtig wird: «Eure Gebete und guten Gedanken, Bibelworte, längst vergangene Gespräche, Musikstücke, Bücher bekommen Leben und Wirklichkeit wie nie zuvor.»

Was in der Gemeinschaft, in Familie, Beziehung und Freundschaft an Liebe erfahren wird, schenkt Kraft und lässt das Gute leuchten, auch noch in der dunklen Stunde der Einsamkeit und des Todes.

Gott in Menschengestalt

Was nötig ist, damit der Umbruch bewältigt und Frieden gestiftet, Demokratie ermöglicht und die Freiheit bewahrt werden kann, gilt es zu debattieren, zu verhandeln, zu prüfen. Das Gute aber ist nicht verhandelbar.

Was das Gute ist, wird deutlich im Blick auf Jesus, der das Gute als Tätigkeitswort versteht: «Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan» (Mt 25,40). Aus diesem Auftrag zog Bonhoeffer die Gewissheit, dass es keinen Ort gibt in dieser Welt, an dem Gott nicht ist und das Gute nicht getan werden kann: «Nicht die unendlichen, unerreichbaren Aufgaben, sondern der jeweils gegebene, erreichbare Nächste ist das Transzendente. Gott in Menschengestalt.»



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor

«Plan P» soll helfen, freie Stellen zu besetzen

Pfarramt Berechnungen des Konkordats für die Pfarrausbildung, dem 19 Kantonalkirchen angehören, zeigen: Der Pfarrmangel bleibt für die nächsten 15 Jahre akut. Erst danach soll sich die Lage entspannen, weil mit dem Mitgliederschwund auch die Zahl der Pfarrstellen zurückgeht. Um die Lücke zu schliessen, entwickelte man das Konzept «Plan P», das «reformiert.» vorliegt. Berufsleute mit Hochschulabschluss, aber ohne Theologiestudium, sollen eine Pfarrstelle übernehmen können. Mit der Anstellung beginnt ein dreimonatiges Einstiegsmodul, begleitet von Supervision und Kursen. Danach können die ausgewählten Personen im Pfarramt tätig werden. Allerdings verdienen sie nur 80 Prozent eines regulären Pfarrlohns und können sich auch nicht auf eine andere Stelle bewerben. ck/fmr

Bericht: reformiert.info/planp

Unterkünfte für das Täuferjahr 2025 gesucht

Jubiläum Besucherinnen und Besucher aus täuferischen Gemeinden in Europa und Übersee sollen im Täuferjahr 2025 die Gastfreundschaft von Christinnen und Christen erleben dürfen. Gastfreundschaft wird in Täuferkreisen seit jeher hochgehalten. Auf einer hierzu geschaffenen Website können sich Leute melden, die in ihrer Wohnung oder in ihrem Haus ein Gästezimmer zur Verfügung stellen möchten. Angebote aus der ganzen Schweiz sind willkommen, besonders aus Regionen wie dem Grossraum Zürich, dem Emmental oder dem Jura, Gebieten also, die mit der Täufergeschichte verbunden sind. Die Logiermöglichkeiten sind je nachdem vor oder nach dem Jubiläumsanlass vom 29. Mai 2025 gesucht. Der grosse Festakt wird an Auffahrt in Zürich stattfinden. mm

Anmeldung: www.taeufer-willkommen.ch

Bekannte Theologin tritt in den Ruhestand

Universität Die Theologin Magdalene Frettlöh geht in Pension. Frettlöh hat eine ganze Generation von Studierenden in die Dogmatik eingeführt. In einem Porträt auf ref.ch erzählt Frettlöh von ihrem Wirken und ihrer Haltung: Theologie müsse sich auch im Alltag bewähren, sagt sie. Magdalene Frettlöh (65) lehrte seit 2011 Systematische Theologie an der Universität Bern. mm

Auch das noch

Leider falsch, aber so schön falsch

Rätsel «Gebetsmühle», so lautet die Lösung des Kreuzworträtsels unserer Beilage «z'Visite». Auch diesmal würde den originellsten Nieten eigentlich ebenfalls ein Preis gebühren. Zum Trost publizieren wir wenigstens hier einige von ihnen: Jemand ersann eine «Behelfsmeute» und erklärte, dabei müsse es sich um eine Schar von Engeln handeln. Diese würde dann wohl in ein «Gebetsgeheul» einstimmen und eine «Ehefestblume» erhalten. Und jemand fand heraus, worum es im Rätsel ging: «Es geht um Abel». mm



Noch sind in diesem Raum in Bümpliz die Handwerker an der Arbeit, doch schon bald wird hier Silvia Tapis als Gastgeberin wirken.

Foto: Franziska Frutiger

Wo die Kirche auch Gastgeberin ist

Diakonie Kirchliche Gastroprojekte bieten Kulinarik, Soziales und Spiritualität. Sie sind komplex und aufwendig, bieten aber eine Chance, die Kirche in einem alltäglichen Umfeld näher an die Menschen zu bringen.

Früher genügte eine Kaffeemaschine, um das Kirchgemeindehaus in ein Bistro zu verwandeln. Doch das ist passé. Kirchliche Gastroprojekte sind nicht nur komplexer und aufwendiger geworden, sie zielen auch auf ein anderes Publikum: wohlwollend-distanzierte wie auch kirchenferne Menschen.

Eines dieser Projekte ist das Alte Pfarrhaus in Muri. Seit 2021 bietet es neben einer Kaffeebar von Mittwoch bis Freitag auch einen Brunch am Sonntagmorgen sowie Co-Working-Arbeitsplätze. «Das ist ebenso Kirche, einfach bloss in einer anderen Form», resümiert Silvia Tapis ihre Zeit in Muri. Sie hat das Projekt mit aufgebaut und den Betrieb anschliessend drei Jahre geleitet.

Kein Konsumzwang

Café-Kirchen gehören zu neuen, zeitgemässen Formen und Ansätzen der Kirche, die es ermöglichen, mitten unter den Menschen zu sein. Der Fokus liegt auf dem persönlichen Austausch: auf dem Raum für Begegnung, Dialog und Glauben. Im Angebot finden die Gäste oft Speis und Trank, nachhaltige, faire regionale Produkte, sozialdiakonische Angebote, viel Gemeinschaftliches, Austausch und Begegnung.

Zwang zum Konsum herrscht dabei keiner – sowohl auf der kulinarischen wie auch auf spiritueller Ebene. «Die Gäste kommen her-

ein, können erst einmal sein und sich orientieren. Wenn sie zu mir an die Theke treten, weiss ich, sie möchten etwas von mir, egal ob einen Kaffee oder ein offenes Ohr», sagt Tapis.

Zentral für die 42-jährige Bänderin ist, dass sich Menschen hier willkommen fühlen. «Café-Kirchen sind Begegnungsorte, wo Leistung und Erwartungen keine Rolle spielen. Diese Orte sind in unserer Gesellschaft immer seltener. Deshalb ist es wichtig, dass wir als Kirchen daran festhalten», sagt Tapis.

Feiern in der Kirchenbeiz

Solche Cafés bieten für Kirchen gerade in diesen Zeiten des Mitgliederschwunds eine Chance, kirchendistanzierte Menschen mit Kirche in Kontakt zu bringen. Silvia Tapis hat viele solche Beispiele während ihrer fünf Jahre in Muri erlebt: die ältere Frau etwa, die sich nie in ein klassisches Angebot der Kirche wagte, dafür aber regelmässig in die Café-Kirche kam. Das junge Paar, das sich nicht in der Kirche trauen lassen wollte, jedoch das Fest ihrer Liebe im Alten Pfarrhaus feierte. Oder die Familie, die den Weihnachtsabend im Pfarrhaus verbrachte, weil es sich in Gemeinschaft schöner feiern lässt als im kleinen Kreis zu Hause.

Von Dock 8 bis Perron 3

In Bern gibt es bereits verschiedene Projekte: So hat Dock 8 in der Siedlung Holliger vor drei Jahren eröffnet. Und seit November betreibt die Kirchgemeinde Vechigen den Begegnungsort Perron 3 am Bahnhof. Das jüngste Projekt ist die Wolke85 in Bümpliz: Hier entsteht ein Begeg-

nungsort mit Beratung, Café sowie Veranstaltungen in neu renovierten Räumlichkeiten.

Professionalität muss sein

Ab dem kommenden März wird Silvia Tapis dort an vier Vormittagen Gastgeberin sein. Seit August arbeitet sie beim Aufbau dieses Projekts mit und bringt ihre Erfahrung aus

«Ein Café zieht Menschen an, die sonst nicht an kirchlichen Aktivitäten teilnehmen würden.»

Silvia Tapis
Gastronomin

Muri ein. Auch wenn sich das Publikum und die Ressourcen der beiden Gemeinden unterscheiden, bleibt Tapis' Überzeugung dennoch dieselbe: «Gastfreundlichkeit gehört zur DNA der Kirche.» Das bedeute aber nicht, dass Kirche diesbezüglich keine Unterstützung brauche. Ganz im Gegenteil. «Wir müssen uns an Gastropromis orientieren», sagt Tapis, die sich oft mit Gastronominnen und Gastronomen austauscht und selbst über ein Wirtepatent verfügt.

Silvia Tapis ist überzeugt: Auch wenn Gastronomie in kirchlichem Umfeld nicht nach Gewinn strebe, seien die Projekte von Anfang an betriebswirtschaftlich zu denken. Zudem dürfe bei der Planung eine Bedarfsanalyse nicht fehlen: Welche Gastroangebote finden sich in der Umgebung bereits? Sind soziale Angebote von Quartiervereinen mögliche Partner, mit denen die Kirche zusammenarbeiten kann?

Gross denken

Kirchliche Gastronomie garantiert nicht per se Erfolg, erklärt Marliese Graf von der reformierten Berner Landeskirche (Refbejuso). Aus ihrer Erfahrung als Projektmitarbeiterin bei «Kirche in Bewegung» weiss sie, dass solche Angebote zum Ort und zu den Leuten passen müssen und auch gross gedacht werden sollten: «Grosszügige Öffnungszeiten und ein gastliches Konzept für ein ganzes Haus ermöglichen es, diverse Zielgruppen anzusprechen.» So, wie es am Erfolgsmodell des Alten Pfarrhauses in Muri ersichtlich sei. Ressourcen seien dafür jedoch aufzuwenden, und eine Fokussierung müsse vorhanden sein. «Café-Kirche macht man nicht einfach so nebenbei», hält Graf fest.

Zurück zu den Wurzeln

Kritiker solcher Projekte finden, spirituelle Inhalte seien zu wenig sichtbar. Ebenso ist zu hören, dass kirchliche Mittel besser in klassische Formen der Kirche wie etwa Verkündigung oder Diakonie investiert werden sollten. «Gastfreundschaft und Begegnung sind Ausdruck des gelebten Evangeliums. Sie ergänzen altbewährte Formen und schaffen Räume, in denen andere Zugänge möglich werden», so Franziska Huber von Refbejuso.

Für die Theologin sind kirchliche Gastroprojekte Ausdruck dafür, dass Kirche Räume schafft, in denen Gott bereits wirkt. «Sie sind nicht nur eine moderne Anpassung, sondern auch eine Rückbesinnung auf die Wurzeln des Evangeliums: Orte, wo Menschen sich treffen, mitteilen, stärken und das Heilige im Alltag entdecken.» Nicola Mohler



Die Reichweite sei enorm, sagt die Kirchenbarista Zoe Fischbacher. Interview: reformiert.info/gastro

Gerechte Finanzlösungen helfen Mensch und Umwelt

Wirtschaft Vor 50 Jahren gründeten Kirchen eine Genossenschaft, um Menschen im Globalen Süden Kleinkredite zu ermöglichen. Klimawandel und diverse Krisen verändern das Geschäftsmodell.

Investoren aus Industrieländern finanzieren Kredite für die Ärmsten der Welt, denen keine Bank Geld geben will – aus dieser Idee heraus entstanden in den 70er-Jahren Mikrofinanzkredite. Ganz vorn dabei: die Kirchen. 1975 gründeten sie auf Initiative des Ökumenischen Rats der Kirchen die «Ecumenical Development Cooperative Society». 68 Kirchen wurden damals Mitglieder. Zwischenzeitlich änderte die Genossenschaft mit Sitz in den Niederlanden ihren Namen. Als «Oikocredit» feiert sie 2025 nun ihr 50-jähriges Bestehen.

Die Vision, die Welt mit Investitionen gerechter zu machen, treibt heute mehr Menschen um als noch vor 50 Jahren. Der Impact-Investment-Spezialist Tameo schätzte das Marktvolumen für Investitionen, die eine messbare positive soziale und ökologische Wirkung erzielen, 2023 weltweit auf 95 Milliarden US-Dollar. Oikocredit ist über die Jahre gewachsen, rund 53 Millionen Menschen erreichte die Genossenschaft nach eigenen Angaben 2023. Doch mit einer Bilanzsumme von rund 1,15 Milliarden Euro ist sie ein kleiner Marktteilnehmer.

Ein gesättigter Markt

«Mittlerweile handelt es sich um einen gesättigten Markt», erklärt Annette Krauss, Mikrofinanzexpertin an der Universität Zürich. «Darum steht die Finanzierung der reinen Vergabe von Mikrokrediten nicht mehr im Vordergrund, und Investoren suchen sich vermehrt neue Tätigkeitsfelder.»

So auch Oikocredit. Zwar vergibt die Genossenschaft via Partner in Schwellen- und Entwicklungsländern nach wie vor Kredite an Kleinunternehmen oder an Gewerbetreibende und unterstützt sie so, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Seit Jahren gehe es aber vermehrt darum, Menschen mittels Partnerfirmen Zugang zu weiteren Finanz- und Versicherungsdienstleistungen zu ermöglichen, etwa einem eigenen Konto, so Mirjam 't Lam, die Ge-



Teilhabe am Finanzwesen dank Mikrofinanzinvestitionen: Frauen im Senegal.

Foto: Oikocredit

schaftsführerin von Oikocredit International. Mit 76 Prozent macht dieses sogenannte inklusive Finanzwesen den Grossteil der Geschäftstätigkeit aus, gefolgt von Landwirtschaft und erneuerbaren Energien.

Inskünftig sollen diese Bereiche mehr Gewicht erhalten. 't Lam weist im Gespräch mit «reformiert.» auf Herausforderungen durch Klimawandel, Krisen und Kriege. «Deswegen passen wir unsere Geschäftsstrategie an, bemühen uns etwa, die Menschen vermehrt dazu zu befähigen, mit den Auswirkungen des

Klimawandels klarzukommen.» Es geht um Themen wie die Finanzierung von Bewässerung, aber auch Bildung, zum Beispiel im Hinblick auf anderes Saatgut oder neue Anbauzyklen.

In der Sparte erneuerbare Energien will Oikocredit ebenfalls wachsen. 't Lam nennt Beispiele: «Wenn etwa Familien in ländlichen Gegenden ein Solarpanel bekommen und nachts Licht haben, lernen die Kinder zwei bis drei Stunden länger. Das ist eine enorme Verbesserung für die Entwicklung von Kindern

«Wir haben mitgeholfen, die Mikrofinanzbranche zu formen.»

Mirjam 't Lam
Geschäftsführerin Oikocredit

«Ein Ort für ethisch korrekte Investments»

Gründung Der Berner Pfarrer Ueli Burkhalter über die Anfänge der Mikrokreditbranche und die Haltung der Kirchen in den 70er-Jahren.

Sie haben Oikocredit über Jahrzehnte in diversen Funktionen begleitet. Wie kam es zur Gründung der Genossenschaft?

Ueli Burkhalter: Ethisches Investieren war Thema an der Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen 1968. Fragen nach Gerechtigkeit und Frieden waren wichtige Themen an der Konferenz. In diesem Jahr war die ganze Welt in Aufruhr. Viele Kirchen steckten ihre Pensionskassengelder in die Waffenindustrie, die wegen des laufenden Vietnamkriegs hohe Dividenden einbrachte. Es gab dann in der Versammlung junge Rebellen, die

sagten: Es kann nicht sein, dass wir von Gerechtigkeit sprechen, aber nicht schauen, wo wir unser Geld investieren. 1975 wurde dann die «Ecumenical Development Cooperative Society» gegründet.

Wie kam es zur Gründung des Deutschschweizer Fördervereins? Ursprünglich konnten nur Kirchen, Bistümer, Landeskirchen und Klöster Mitglied bei der internationalen Genossenschaft werden. Das war beinahe deren Todesurteil, denn die kirchlichen Kassiere erwiesen sich als sehr vorsichtig. Aber es gab viele Privatpersonen, die sehr wohl be-

reit waren, Geld anzulegen. Deshalb wurde der Deutschschweizer Förderverein gegründet, über ihn wurden die Gelder in die internationale Genossenschaft investiert. Seit 2023 kann jede und jeder direkt bei Oikocredit International anlegen. Der Förderverein konzentriert sich nun auf Bildung und betreibt Sensibilisierungsarbeit, er soll das Terrain für neue Investoren ebnen.

Die Berner Kirche hat sich bereits recht früh stark in der Genossenschaft engagiert.

Ja, wir unterstützten das Anliegen als Kirche sehr. Wir fanden, dass die Kirchen einen Ort brauchen, wo sie ihre Reserven ethisch korrekt investieren können.

Wie steht es um das Engagement der Berner Kirche heute?

Refbejuso ist bis heute stark involviert. Die Berner Kirche hat mehr als eine Million Franken investiert. Damit ist sie die grösste kirchliche Investorin der Schweiz. Bislang hat

die Berner Kirche via den Förderverein bei Oikocredit investiert, 2025 will sie Direktmitglied werden – quasi als Aktion zum 50-jährigen Jubiläum von Oikocredit. So werden wir inskünftig auch ein Stimmrecht bei der Generalversammlung haben und international sichtbar werden. Wir hoffen auch, dass dieser Beitritt unsere Kirchgemeinden motiviert, ebenfalls bei Oikocredit zu investieren.

Gibt es Projekte, an die Sie sich besonders erinnern?

Die Generalversammlungen von Oikocredit International fanden oft in einem der Projektländer statt. Ein Projekt, das mich sehr berührte, war jenes der Peruanerin Irene Castro. Damit sie ihr Getreide nicht mehr tagelang mit dem Esel in ein anderes Tal bringen musste, kaufte sie mit einem Kredit von 300 Dollar eine kleine Mühle. Mit der Zeit hatte sie vier Angestellte, und die Leute aus dem ganzen Tal brachten ihr Getreide zu ihr. Sie beeindruckte

und ihren Familien.» Auch Gewerbe entwickle sich in elektrifizierten Orten besser. Geht es nach 't Lam, soll Oikocredit vermehrt ganze Gemeinschaften in den Blick nehmen. Dazu wolle die Genossenschaft stärker auf Mischfinanzierungen setzen, bei denen öffentliches und privates Kapital eingesetzt wird.

Dass die Genossenschaft noch immer im Markt mitmisch, ist für Mikrofinanzexpertin Krauss erfreulich. «Denn Oikocredit hat stets stark auf die soziale Wirkung seiner Investments geachtet und diverse Branchenstandards gesetzt.»

Auch 't Lam betont den Einfluss, den Oikocredit über Jahrzehnte hatte. «Wir haben mitgeholfen, die Branche so zu formen, dass wir verantwortungsvolle Investoren bleiben», sagt sie. Oikocredit habe etwa eine weltweite Brancheninitiative ins Leben gerufen, die alle Interessensgruppen an einen Tisch bringe. Bei ihren Partnern messe die Genossenschaft die ökologischen und sozialen Auswirkungen und achte auf die Unternehmensführung.

Kritische Vorfälle

Das strenge Vorgehen ist auch Antwort auf Kritik, die die Branche im Lauf der Jahre einstecken musste. So wurden Fälle von Kreditnehmenden bekannt, die wegen überhöhter Zinsen in Überschuldung gerieten, oder von Partnerbanken, die mit unlauteren Mitteln ausstehende Zahlungen einforderten.

Verantwortlich zu investieren, bedeute, Unstimmigkeiten auf den Grund zu gehen und Fehler möglichst zu korrigieren, sagt 't Lam. Um etwa das Überschuldungsproblem einzudämmen, habe Oikocredit mitgeholfen, in Kambodscha ein Kreditbüro einzurichten, bei dem die Kredite – verbunden mit neuen Vorschriften – registriert werden. Auch Krauss bescheinigt der Branche angemessene Reaktionen auf Problemfälle. So seien etwa Kundenschutzinitiativen entstanden.

Oikocredit hat die Rendite auf zwei Prozent begrenzt, in dem Rahmen brachte die Genossenschaft ihren annähernd 48 000 Investorinnen und Investoren einen bescheidenen, aber stabilen Ertrag. Seit 2023 können Privatpersonen ihr Geld direkt in Oikocredit International einbringen, ohne den Umweg über nationale Fördervereine. Noch heute machen Kirchen sowie kirchennahe Organisationen den Grossteil der Genossenschaftsmitglieder aus.

Isabelle Berger, Cornelia Krause

mich mit ihrer Geschäftstüchtigkeit. Sie konnte nicht lesen und schreiben, den Kreditvertrag mit der Oikocredit-Partnerbank hatte sie mit dem Abdruck ihres Daumens unterzeichnet. Aber sie rechnete mir genau vor, wie viel Geld ihr die Geschäfte eintrugen. Damit konnten ihre Kinder die Schule besuchen.

Interview: Isabelle Berger



Ueli Burkhalter, 63

Ueli Burkhalter ist Pfarrer in der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Diessbach. Von 2002 bis 2011 war er im Vorstand des Fördervereins Oikocredit deutsche Schweiz, ab 2003 als dessen Präsident. Danach blieb er bis 2021 in diversen Funktionen für Oikocredit tätig, erneut auch im Vorstand. Er investiert selbst bei Oikocredit.



Was habe ich geerbt? Was gebe ich weiter? Diese Fragen begleiten den Rundgang.

Foto: Rob Lewis/Generationenhaus

«Wir hinterlassen alle etwas»

Erben Das Berner Generationenhaus widmet sich fast ein Jahr dem Thema Erben. Kathrin Gschwend, die die Ausstellung mit konzipiert hat, spricht über «Geburtenlotterie», das Tabuthema Millionenerbe und ihr eigenes Erbe.

Sie sind mitbeteiligt an einer Ausstellung zum Erben. Haben Sie selbst auch schon geerbt?

Kathrin Gschwend: Die Augen meiner Mutter – inklusive starker Kurzsichtigkeit. Unlängst habe ich gemeinsam mit meinen Brüdern ein Ferienhäuschen geerbt. Und mir gehört das alte Bauernhausgeschirr meiner Grossmutter.

Gibt es etwas, das Sie lieber nicht geerbt hätten?

Also die Sehschwäche wäre ich natürlich schon gern los. Ansonsten fühle ich mich aber sehr privilegiert mit meinem Erbe.

In der Ausstellung warten mehrere Tabuthemen: Tod, Geld, Familiengeheimnisse. Warum hat sich das Generationenhaus dennoch für das Thema Erben entschieden?

Geld und Tod sind tatsächlich zwei der letzten grossen Tabus – gerade in der Schweiz. Gleichzeitig sind es Themen, die uns alle betreffen. Wir sollten unbedingt mehr darüber re-

den. Das Thema Erben bewegt und beschäftigt Generationen – es bietet sich an für unser Haus, das den Dialog fördern will.

In der Ausstellung wird Erben als lebenslanger Prozess verstanden.

Ja, er beginnt bei oder schon vor unserer Geburt – wenn wir beispielsweise schauen, ob das Baby der Mutter oder aber dem Vater ähnelt. Der Prozess des Erbendens begleitet uns bis an unser Lebensende, wenn wir uns fragen, was von uns bleiben sollte, wenn wir gehen. Erben ist ein unsichtbares Band, das die Generationen verbindet.

In Videoporträts erzählen Menschen in der Ausstellung erstaunlich offen über Erbkrankheiten, Adoption, vererbte Traumata, geerbte Schulden – über geerbte Millionen spricht aber niemand. Wieso?

(Lacht.) Das ist tatsächlich ein wunder Punkt: Wir hätten in diesen «Erbgeschichten» gern eine Person gehabt, die sich dank eines Erbes nie

mehr Sorgen um finanzielle machen muss. Es wäre interessant gewesen, wenn eine solche Person das reflektiert hätte. Wir haben mit vielen Menschen geredet, aber keiner wollte vor der Kamera über ein Millionenerbe reden. Es kommen in der Ausstellung prominente Millionenerbinnen und -erben vor, aber keine Person wie du und ich.

Wie erklären Sie sich das?

Wahrscheinlich hatten diese Personen Angst, dass eine Neiddebatte losgehen würde. Was keineswegs un-

«Erben ist ein Band, das die Generationen verbindet.»

Vorgesehen ist, Stellenprozent für Ansprechpersonen zu schaffen, und eine klare Fallführung und festgelegte Abläufe sollen bei allfällig auftretenden Fällen Sicherheit schaffen. Das Konzept sei aber kein einmaliger Effort; vielmehr umfasse das Paket auch regelmässige Weiterbildungen wie auch eine gelebte Fehler- und Feedbackkultur, heisst es vonseiten Refbejus.

Geld für Projektleitung

An der diesjährigen Wintersynode haben die Synodalen dieses Schutzkonzept zur Kenntnis genommen und auch einen Verpflichtungskredit für einmalige Ausgaben im Be-

trage Absicht war. Vielmehr wollten wir zeigen, dass jedes Erbe ambivalent ist. Wir alle müssen uns positionieren zu unserem Erbe. Vielleicht hat eine Person, die Millionen erbt, mit extrem hohen Erwartungen aus der Familie zu kämpfen. Oder sie spürt eine grosse Verantwortung. Die Hemmschwelle, über so viel Geld zu sprechen, war aber interessanterweise für alle zu hoch. Geld ist in der Schweiz scheinbar ein grösseres Tabu als Krankheit oder Tod.

Beim Stichwort Erben denken viele zuerst an Familien, die sich zerstreiten. Weshalb sorgt das Erben von materiellen Dingen so oft für Konflikte?

Erben kann man nie losgelöst von Emotionen anschauen. Gerade innerhalb von Familien geht es um viel mehr als um Geld. Beim Erben brechen viele unterschwellige Themen auf. Peter Schneider schrieb dazu: «Erben ist oftmals ein Beziehungsdelikt. Man könnte auch sagen: eine postume Familienaufstellung.» Konflikte werden auch gefördert, weil wir in der Schweiz sehr schlecht darin sind, das Erben zu Lebzeiten zu regeln.

Also zum Beispiel, ein Testament zu machen?

Je nach Umfrage hat nur die Hälfte der befragten Personen ihren Nachlass geregelt. Nur jede vierte Person in der Schweiz hat ein Testament gemacht. Und dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um sehr wohlhabende oder eher ärmere Menschen handelt. Wenn jemand stirbt, wissen die Hinterbliebenen oft nicht, was die verstorbene Person wollte.

Wieso regeln nicht mehr Menschen ihren Nachlass?

Den eigenen Nachlass zu regeln, bedeutet, sich mit dem eigenen Ableben zu befassen. Das schieben viele Menschen lieber hinaus.

Das Thema Erben scheint für viele Menschen eher negativ behaftet zu sein. Heisst die Ausstellung deshalb «Hilfe, ich erbe!»?

Den Titel haben wir gewählt, weil wir uns unser Erbe nicht aussuchen können. Unser Erbe prägt uns. Aber wir können entscheiden, wie wir mit unserem Erbe umgehen. Hier soll die Ausstellung auch etwas Lebenshilfe leisten.

Mit welchem Gefühl sollen die Leute die Ausstellung verlassen?

Es wäre schön, wenn sie spüren: Mir wurde tatsächlich sehr vieles mit auf den Weg gegeben, aber ich habe auch Handlungsspielraum.

Die Ausgangslage ist sehr unterschiedlich, je nachdem, in welche Familie man hineingeboren wird.

Das ist so. Wir nennen das die «Geburtenlotterie», die man in der Ausstellung an einem Glücksrad auspro-

bieren kann. In welchem Land ich zur Welt gekommen bin, ob meine Familie arm ist oder reich, ob Frieden ist oder Krieg herrscht – das ist tatsächlich eine Lotterie.

Bedeutet das letztlich, dass Erben per se ungerecht ist?

Erben ist vor allem Zufall. Wir können in unserer Multioptionsgesellschaft so viel wählen. Was wir nicht wählen können, ist, in welche Familie wir hineingeboren werden. Interessant ist, wie wir als Gesellschaft damit umgehen. Ob wir etwa soziale Ungerechtigkeiten auszugleichen versuchen oder nicht. Ich hoffe, die Ausstellung gibt hierzu den einen und anderen Denkanstoss.

Was hat das Thema bei Ihnen persönlich ausgelöst?

Mir ist klar geworden, dass auch ich unbedingt mit meinen Eltern zusammensitzen sollte, um über gewisse Dinge zu sprechen. Vielleicht auch einfach, um Fragen zu stellen über unsere Familie. Denn wenn meine Eltern einmal nicht mehr da sind, geht mit ihnen auch ganz viel Wissen verloren.

Und was möchten Sie einmal vererben?

Was ich hier unbedingt noch vorausschicken will: Diese Frage betrifft uns alle, ob wir nun Kinder haben oder nicht. Wir hinterlassen alle etwas. Wir prägen Menschen, die mit uns durchs Leben gehen, auch dann, wenn sie mit uns nicht biologisch verbunden sind. Meinen zwei Töchtern möchte ich ein Grundvertrauen vererben. In sich selbst und in Beziehungen zu anderen. Sie sollen wissen, dass es besser ist, wenn man auf Menschen zugeht und empathisch ist, anstatt bloss für sich zu schauen. Mirjam Messerli



Kathrin Gschwend, 41

Sie hat Literatur und Philosophie studiert und gehört zum Programmteam des Berner Generationenhauses. Die aktuelle Ausstellung «Hilfe, ich erbe!» hat sie mitkonzipiert. Das Generationenhaus will den Austausch zwischen den Generationen mit aktuellen Themen anregen und fördern.

Erben ist bis Ende Oktober 2025 ein Schwerpunktthema. Die Ausstellung wird von einem reichhaltigen Rahmenprogramm begleitet. Informative Veranstaltungen – zum Beispiel zum Thema Erbrecht – wechseln sich ab mit Workshops, in denen man etwa seinen eigenen Nachruf schreiben kann oder über philosophische Fragen diskutiert.

Hilfe, ich erbe! Bis 26. Oktober 2025, Berner Generationenhaus. www.begh.ch

Dem Missbrauch den Riegel schieben

Kirche Um sexuellen Übergriffen vorbeugen zu können, haben die Berner Reformierten ein Paket an Massnahmen geschnürt und verabschiedet.

Grenzverletzung und Missbrauch: Diese Themen sind auch in den reformierten Kirchen angekommen. Die Landeskirchen Bern-Jura-Solothurn (Refbejus) schreiten zur Tat: Im Rahmen eines neuen Schutzkonzeptes werden auf Anfang 2025 ers-

te Massnahmen eingeführt. Grundsätzlich geht es darum, Angestellte, Ehrenamtliche und Freiwillige für das Thema zu sensibilisieren. Ein Verhaltenskodex, zu dem sich alle verpflichten, bildet hierzu das zentrale Instrument.

trag von 145 000 Franken gesprochen, weiter auch wiederkehrende Ausgaben von 36 800 Franken. Für die Leitung des Projekts sowie dessen Begleitung wurde eine Stelle mit einem Arbeitspensum von 25 Prozent geschaffen.

Das Thema Missbrauch stand bereits an der Synode der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) im Sommer auf der Traktandenliste. Beantragt war eine Dunkelfeldstudie zum sexuellen Missbrauch. Mit 32 zu 24 Stimmen scheiterte der Antrag jedoch am Widerstand von 13 Mitgliedskirchen. Stattdessen fasste der EKS-Rat den Auftrag, sich beim Bund für die Durchführung einer

Missbrauchsstudie auf nationaler Ebene zum Thema sexueller Missbrauch und Grenzverletzungen in der Gesamtschiff einzusetzen.

An ihrer Wintersynode stimmten die Berner Synodalen auch einer Konvention zu. Diese Übereinkunft betrifft die Kirchgemeinde Moutier, denn die politische Gemeinde Moutier wechselt jetzt vom Kanton Bern zum Kanton Jura. Für die Kirchgemeinde ändert sich wenig, gehören doch die Reformierten im mehrheitlich katholischen Kanton Jura schon heute zum Kirchengebiet von Bern-Jura-Solothurn. Die Konvention kommt noch vor die beiden Kantonsregierungen. heb

DOSSIER: Grosseltern

Die Nähe war einfach immer schon da

Generationen Klaus (86) und Florian Bäumlín (22) verbindet eine enge Beziehung. Einst war es der Grossvater, der seinen Enkel trug, heute fühlt sich der Senior vom Junior in Alltagsdingen getragen.

Klaus Bäumlín stützt sich beim Gehen auf einen Stock aus Bambus mit gebogenem Griff. «Ich bin halt etwas wackelig geworden», sagt der 86-Jährige. Sein Gang mag vielleicht etwas unsicher geworden sein, doch der Ehrendoktor der Theologischen Fakultät Bern und ehemalige Pfarrer demonstriert beim Besuch in seinem Haus mit Blick auf die Altstadt seine innere Stärke. Hellwach, verschmitzt und energisch zeigt er sich an diesem Nachmittag.

Klaus Bäumlín stellt den Stock in die Ecke und packt mit an, als es darum geht, auf dem Balkon den Tisch und einen Klavierhocker für das Foto mit Enkel Florian ins beste Licht zu rücken. «Weisst du noch, Flo, auf diesem Hocker haben wir oft gesessen und vierhändig Klavier gespielt», sagt er. «Ja, wenn ich nicht üben wollte», erwidert Florian und lacht. Der 22-jährige Medizinstudent ist das jüngste der vier Enkelkinder von Klaus Bäumlín und seiner Frau. «Grosatt! Diesen Tisch müssen wir aber noch etwas abwischen», bemerkt er dann und holt einen Lappen aus der Küche.

Bereits nach wenigen Minuten in diesem warmen Zuhause, das von Büchern, Notenblättern, Kunst und Pflanzen fast überzuquellen scheint, merkt man: Grossvater und Enkel sind im Hause Bäumlín ein eingespieltes Team.

Grossvater und Vaterfigur

«Ich habe mit allen vier Enkelkindern ein herzliches Verhältnis, aber mit Florian teile ich eine besondere Geschichte», erzählt Klaus Bäumlín. Florian zog kurz nach seiner Geburt mit seiner Mutter zu Klaus und Ursula Bäumlín und wuchs zu einem grossen Teil bei den Grosseltern auf. Für Klaus Bäumlín, damals gerade frisch pensioniert, «ein grosses Geschenk». Noch einmal habe er so ein kleines Wesen um sich

gehabt, noch einmal miterleben dürfen, wie ein Mensch wächst und lernt und sich entwickelt. «Es bereitete mir jeweils grosse Freude, mit Florian zu spielen», erinnert sich Klaus Bäumlín. «Und du hast aus allem ein Spiel gemacht», erwidert der Enkel. «Das machst du noch heute gern.»

Musste der Holzboden in Klaus Bäumlíns Arbeitszimmer gewischt werden, spielten Grossvater und Enkel einen imaginären Curling-Match. Aufräumen? Abwaschen? Alles ein Spiel! «Dafür erfindet der Grosatt noch heute neue Varianten», sagt Florian. Sein Grossvater könne die langweiligste Aufgabe in eine heitere Angelegenheit verwandeln. «Das bewundere ich.»

Hoch oben durchs Quartier

Eine der frühesten Erinnerungen von Florian an seinen Grossvater: wie dieser ihn spätnachts auf den Schultern durchs Quartier trägt. Er litt als kleiner Bub unter Pseudokrapp, und das Herumtragen an der frischen Luft half gegen die Atemnot. «Ich weiss noch, wie ich alles von hoch oben sehen konnte.»

«Heute trägst du mich», wirft sein Grossvater ein. Der Enkel sei sehr hilfsbereit. «Wenn ich ein Problem mit meinem Computer habe, schaut er es sich an.» Und kürzlich hätten sie beide in einer eher abenteuerlichen Aktion Schnee vom ehemaligen Hühnerstall geschaufelt.

Mehrmals wöchentlich kommt Florian, der auch einen guten Draht zu seiner Grossmutter hat, zum Essen. Klaus Bäumlín hat sich auf seine alten Tage noch das Kochen beigebracht, um seine Frau zu entlasten. Und auch, um eine Aufgabe zu haben, seit er mit dem Unterrichten an der Volkshochschule aufgehört hat. Er probiert gerne Rezepte aus. «Es schmeckt immer gut», sagt Flo.

Wer den beiden zuhört, spürt ihre innige Verbundenheit. Haben sie denn jemals Meinungsverschiedenheiten, gar Streit? Beide überlegen länger. «Meinungsverschiedenheiten vielleicht früher, als ich noch jünger und nerviger war», sagt Florian und zwinkert seinem Grossvater zu. Diskutiert hätten sie oft über das Thema Religion und Glaube. «Mein Grossvater hat natürlich versucht, mir seine Liebe für die Bibel und sein



Stock und Kamera symbolisieren für Klaus und Florian Bäumlín ihre Grossvater-Enkel-Geschichte.

Foto: Elisabeth Real

«Flo lebt in seiner Zeit und Welt, ich in meiner. Aber wir beide haben einen gemeinsamen Boden.»

Klaus Bäumlín
Grossvater von Florian Bäumlín

grosses Interesse an theologischen Fragen näherzubringen. Aber er gab mir nie das Gefühl, dass ich auf dieselbe Art glauben müsste wie er», sagt Florian.

Das Rezept für ihre harmonische Beziehung beschreibt Klaus Bäumlín so: «Flo lebt in seiner Zeit und Welt, ich in meiner. Aber wir haben einen gemeinsamen Boden, und wir lassen uns in unserer Verschiedenheit leben.» Eigentlich, wirft Florian ein, sprächen sie zum ersten Mal so ausführlich darüber. «Unsere Beziehung war einfach immer da.»

Stütze für Generationen

Der Gehstock, der mit auf das gemeinsame Foto soll, gehörte Klaus Bäumlíns Grossvater. «Der Stock stützte ihn, heute stützt er mich», sagt Bäumlín. Er musste ihn etwas kürzen lassen, weil der Grossvater grösser war als er. Ob er damit zum Wochenmarkt gehe, die Treppen hoch in sein Arbeitszimmer oder

einfach spazieren: «Oft kommt mir dann mein Grossvater in den Sinn und Psalm 23: Dein Stecken und Stab trösten mich.»

Florian wird diesen Stock eines Tages erben. Vielleicht wird er sich als alter Mann darauf stützen und an seinen Grossvater denken. «Für mich müsste ich aber den Stock wieder verlängern lassen», sagt er. Vielleicht reiche es ja, ihn ins Wasser zu stellen? «Dann wächst er wieder!» Und Grossvater und Enkel lachen laut heraus. Mirjam Messerli

Unscheinbar, aber wertvoll: Gegenstände, die «reformiert.»-Redaktorinnen und Redaktoren an ihre Grosseltern denken lassen.

Grossvater scherzte zahnlos, wir giggelten

Kamen unsere Grosseltern zu Besuch, sassen sie mit meinen Eltern im Wohnzimmer, redeten Erwachsenenzeugs und tranken dazu Pulverkaffee. Irgendwann fanden meine Geschwister und ich heraus, wie wir ein bisschen Action ins Geschehen bringen konnten.

«Grossvati, zeigst du uns dein Gebiss?», fragte eines von uns. Einem Ritual gleich passierte darauf immer dasselbe. Die Grossmutter, eine rundliche Dame im Deuxpièces, protestierte entsetzt: «Walter, um Gottes willen, das gehört sich doch nicht!» Doch der Grossvater lachte breit, sagte aber nichts, und so kletterten wir auf seinen Schoss, bettelten: «Nur ganz kurz, bitte, Grossvati!» Als Grossmutter klar war, dass sich Grossvater unserer Charmeoffensive nicht würde entziehen können, seufzte sie ergeben: «Aber nicht hier im Wohnzimmer!»

Schaurig lustig

Nun zogen wir den alten Mann mit uns in den Flur, hüpfen übermütig auf und ab, während er mit beiden Händen in den Mund griff und sein komplettes Gebiss hervorholte. Gruselig sah die Doppelreihe Zähne aus, die er uns entgegenstreckte. Zahnlos scherzte Grossvater mit uns, wir giggelten ausgelassen.

War die Prothese wieder da, wo sie hingehörte, kramte er sein Lederportemonnaie aus der Hosentasche und drückte jedem von uns einen Zweifränkler in die Hand. Und honorierte damit unseren Mut und den Humor. **Veronica Bonilla Gurzeler**



Jeder YB-Match war ein kleines Abenteuer

Wenn ich in meinem Elternhaus diesen Wimpel der Young Boys sehe, kommen mir die unzähligen Fussballspiele im Wankdorfstadion Bern in den Sinn, welche ich mit meinem Grossvater, meinem Vater und meiner Schwester besucht habe.

«So, fangt endlich an, dann können wir bald wieder heim!», brummte mein Grossvater vor dem Anpfiff mantramässig am Stumpen in seinem Mundwinkel vorbei. Je kälter der Wind über die Stehplatztribüne pfiff, desto grantiger wirkte er. Tief zog er seinen Hut in die Stirn und kündigte die nächste Niederlage von YB an. Meistens zu Recht.

Ein Familienfanclub

Schon die Autofahrt in die Stadt war ein Abenteuer für meine Schwester und mich. Wir zwei sassen mit dem Grossvater jeweils auf dem Rücksitz, vorn ein Nachbar, der den Fanclub vervollständigte und wie mein Grossvater häufig schlechte Laune zu haben schien. Im Rückblick erinnere ich mich an die beiden an die zwei grantigen betagten Herren aus der «Muppet Show».

Meine Schwester und ich durften uns in der Pause ein «Flusco» kaufen, eine Schoggimilch. Manchmal fragten wir am Stand, ob wir dazu gratis ein Stück Brot mit Senf bekämen. Noch heute denke ich bei YB nicht zuerst an Resultate, sondern an die Stunden, die ich mit Grossvater und Papi im Stadion verbrachte. Inzwischen sind beide gestorben. Ich glaube, sie schauen von irgendwoher weiter zu. **Mirjam Messerli**

Mit dem Koffer öffnete ich eine Zeitkapsel

2004 starb meine Grossmutter mütterlicherseits im Alter von 84 Jahren. Ich erbe ihre Nähmaschine. Obwohl ich Grossmama als Kind und Jugendliche nicht selten besuchte, blieb sie für mich stets etwas unnahbar. Doch als ich den Nähmaschinenkoffer öffnete und den Inhalt untersuchte, gewann ich eine späte, ungeahnte Nähe zu ihr.

Alle Originalteile waren noch vorhanden, überdies hatte sie die Besitzerin um viele Zusatzteile ergänzt – ein Zeugnis ihrer herausragenden Kenntnisse in der Nähkunst. Zum Schutz vor Staub hatte sie für die Maschine aufwendig eine Haube genäht: aussen ein gestreifter Stoff, innen ein Futter und um die Öffnung herum eine fein säuberlich abgesteppte Einfassung. Nebst all dem Zubehör enthielt der Koffer auch Proben von Nähstichen, die die Grossmutter auf verschiedenen Stoffarten angefertigt und zum Teil beschriftet hatte.

Charakter in der Zeitkapsel

All das erinnerte mich an die ordentliche, arbeitsame, sorgfältige, sparsame und strenge Art meiner Grossmutter und auch an ihre Kreativität. Der Koffer hatte ihre Charakterzüge wie eine Zeitkapsel konserviert. Jedes Mal, wenn ich die Maschine in Betrieb nahm, stellte ich mir vor, wie Grossmamas Hände sie einst bedient hatten. Irgendwann ging die Maschine leider kaputt. Geblieben sind mir bloss noch ein paar Nähmaschinenfüsschen, die ich in Ehren halte. **Isabelle Berger**



Mit dem Opa einen über den Durst trinken

Die Sektgläser brauchen viel zu viel Platz in meinem kleinen Daheim. Doch in den schweren Schalen steckt Herkunft. Schlimme und schöne Geschichten meiner Vorfahren, die mich wohl mehr prägten, als mir bewusst ist. Jahrzehntlang standen sie im Wohnzimmerbuffet meiner deutschen Grosseltern, zwischen Likör-, Bier- und Schnapsgläsern. Meine Oma und Opa hatten oft Gäste, laut plaudernd sassen diese in der Stube oder in der Bar, die mein Opa im Keller eingebaut hatte.

Dort nippte ich mit etwa sieben Jahren zum ersten Mal heimlich an einem Bier, das ein Gast hatte stehen lassen. Es schmeckte grauenhaft und zugleich wunderbar aufregend nach der Welt der Erwachsenen.

Einige Gläser lang Einblicke

Hole ich die Sektgläser hervor, sehe ich die beiden jedes Mal vor mir. Meine Oma war eine fröhliche Genieserin, ass täglich um 15 Uhr Torte und genehmigte sich abends gern ein «Likörchen». Meinen Opa erlebte ich als kalt und streng. Ich wusste, meine Mutter hatte sehr unter ihm gelitten. Nur, wenn er betrunken war, wurde er weicher, dann erzählte er seine schlimmen Erlebnisse als Soldat im Zweiten Weltkrieg. «Der Hitler machte mein Leben kaputt», sagte er jeweils. War Opa wieder nüchtern, war die Tür zu seiner Seele wieder zu. Als Kind wich ich ihm aus. Heute würde ich gern mal mit ihm einen über den Durst trinken und dann ganz viele Fragen stellen. **Anouk Holthuisen**



Polen blieb präsent, vor allem in der Küche

Ich komme nach Hause, schmeisse den Schulranzen in die Ecke und rieche diesen eigentümlichen Geruch. Er verrät: Meine Oma ist zu Besuch und hat das Regiment übernommen. Auf dem Herd köchelt meine Lieblingsuppe vor sich hin, weissen Borschtsch nennt Grossmutter das Gericht. Die wichtigste Zutat ist Sauerteig, sie hat ihn bereits seit Tagen kultiviert.

Die Suppe ist eins von vielen Gerichten, die meine Grossmutter aus ihrem Geburtsland Polen in die neue Heimat Franken mitgenommen hat. Fein im Geschmack und doch deftig dank der Einlagen: Kartoffeln und «Stadturst».

Flucht und Vertreibung

Eine warme Suppe gehörte in den polnischen Wintern zum Essen dazu, und während wir in unserer Frauenrunde – Mutter, Schwester, Oma und ich – die Suppe löffeln, erzählt meine Oma von Flucht und Vertreibung. Im Kopf entstehen Szenen: wie sie im Wald dem russischen Panzer begegnete und dachte, das sei ihr Ende. Wie sie sich durchschlug, Hunderte Kilometer teils zu Fuss. Und wie sich die Familie nach dem Krieg wiederfand.

Polen blieb präsent, vor allem in der Küche. Jahre später fand ich auf einer Reise nach Warschau heraus, dass die Suppe auf Polnisch Jurek genannt wird. Sie gelingt mir zwar noch immer nicht so gut wie einst der Oma. Trotzdem freue ich mich aber jedes Mal darüber – wie damals als Kind. **Cornelia Krause**



«In den Kugeln steckt einiges an Lebensglück»

Mehr denn je spielen die Kugeln heute eine wichtige Rolle. Seit den Ferien in der Ardèche vor einem guten Jahr sind sowohl mein achtjähriger Sohn als auch ich selbst im Pétanque-Fieber. Das Spiel mit dem Rollen und Werfen von Kugeln auf Kugeln lieben wir beide.

Das Glück dieses Spiels lernte ich schon in meiner frühesten Kindheit kennen, damals aber noch mit anderen Kugeln. Nämlich dann jeweils, wenn wir beim Grosi in Feuerthalen an der Rheinseite gegenüber Schaffhausen im leicht müfflenden Keller die damals schon uralten Boccia-Kugeln aus Holz holen durften und auf dem Kiesweg im frohen bis ernstesten Spiel unsere Wurf- und Treffsicherheit übten.

Gemischte Gefühle bei Grosi

Ich hatte gemischte Gefühle, wenn es aus dem bernischen Zuhause in die Nordschweiz ging. Zwar mochte ich Grosi, aber es war immer etwas Distanz da. Die Mutter meines Vaters musste ihre drei Kinder schon früh alleine aufziehen, nachdem ihr Mann, mein Grossvater, in den Bergen zu Tode gestürzt war. Auch allein managte sie das Leben in ihrem Haus am Rhein energisch weiter. Resolut war sie, hatte aber ein grosses Herz, lachte auch, laut und gern, liebte uns Enkelkinder.

Das Spiel bei ihr war Teil meines Lebensglücks. Ich glaube, meinem Sohn ergeht es ebenso, auch ohne Grosi. Denn schon allein im Rund der Kugeln steckt viel von diesem Glück drin. **Marius Schären**



Fotos: Gerry Amstutz

Nunui konnte aus allem irgendetwas basteln

Nunui, so nannten wir unsere Oma, weil meine Schwester Grossmama nicht aussprechen konnte. Diese kreative Namenserfindung passte perfekt zu ihr. Denn in ihrer Wohnung hatte Nunui ein Bastelatelier eingerichtet. Sie war ausgebildete Modistin und hatte vor der Familiengründung einen Hutladen geführt. Später gab sie Bastelkurse.

Aus allem wusste sie etwas zu machen. Heute würde man es Do-it-yourself aus Recyclingmaterial oder Upcycling nennen. Gut erinnere ich mich an die goldenen Zigarettenpapier, die sie als Buchzeichen benutzte und auch, um Figürchen und anderes zu falten. An den Tiefkühlkarton, auf dem wir zeichneten. Die elegante Tapete bei der Eckbank, die sie aus spannenden alten Zeitungsartikeln gefertigt hatte.

Die Vision vom Kulturcafé

Oft war ich bei Nunui und bastelte mit ihr. Sie starb, als ich zwölf war. Kurz vor ihrem Tod sagte sie: «Geh in mein Bastelatelier und nimm mit, was du willst.» Da ich ihren Tod verdrängte, holte ich nichts. Aber das Häuschen, dessen Fassade Nunui mit einem Druck aus einem Magazin tapeziert hatte, konnte ich zuletzt doch noch retten. Oft frage ich mich, was aus mir geworden wäre, wenn sie länger gelebt hätte. Gern schweige ich im Gedanken, dass ich ein Kulturcafé eröffnet hätte, in dem Nunui als elegante Dame ein Buch liest, meine Gäste unterhält und all den interessierten Do-it-yourself-Hipstern Basteltipps gibt. **Vera Kluser**



Wie das Jagdglück zu meinem Dasein führte

Dieses Erbstück ist ein ungerader Zwölfender mit Eissprosse. Das sieben Kilo schwere Teil hat 83 Jahre und eine ganze Familiengeschichte auf dem Buckel. Den Rothirsch geschossen hat mein Grossvater Carl Harder, Gutsherr in Hohenwarth in einem Forst nordöstlich von Grimmen in Vorpommern.

Vom Jäger zum Gejagten

In jener Oktobernacht 1941, als er in einem Graben «auf Anstand» lag und zielte, war meine Grossmutter Hanna ausnahmsweise mit dabei. Der Mond schien, und die beiden freuten sich so über das Jagdglück, dass an Ort und Stelle meine Mutter gezeugt wurde. Als letztes von sieben Geschwistern.

Ich verdanke diesem Hirsch also meine Existenz! Und natürlich meinen Ahnen, wie wir alle – auch wenn sie uns teils schwere Tragestücke aus der Familiengeschichte hinterliessen. Mein Opi blieb zum Glück davon verschont, im Krieg auf Menschen schiessen zu müssen. Als Walter einiger Güter spielte er aber wohl eine Rolle bei der Versorgung der Wehrmacht.

Deshalb nahmen ihn die sowjetischen Besatzer 1945 selbst ins Visier, ja stellten ihn an die Wand. Abgedrückt haben sie zum Glück nicht; ein Kosakenoffizier liess sich vom verzweifelten Geschrei seines 11-jährigen Sohnes erweichen. Stattdessen steckten ihn die Russen in einen Viehwagen nach Sibirien, von wo er 1949 halb verhungert zurückkam. Er starb mit 93. **Christian Kaiser**

Die Eule, der Sekretär und ein Stück Heimat

«Die Eule muss mit», sagte mein Vater zu mir, als ich mich aufmachte, von meiner Heimatstadt in die Grossstadt Berlin zu ziehen. Die Eule sollte mir Gesellschaft leisten, so, wie sie ihn selbst während Jahren in der Ferne begleitet hatte.

In Berlin angekommen, fand der tönerne Vogel sein neues Plätzchen auf dem Sekretär meiner Grossmutter. Diesen hatte ich geerbt. Für die Eule war das Schreibmöbel vertrautes Terrain, hatte sie doch jahrelang den Schreibtisch meines Vaters bewacht. Besonders, als er im Internat am Bodensee fern der Heimat war.

Vom Wert der Klugheit

In meiner Jugendzeit jedoch längst im Bündnerland. Noch immer sitzt sie auf dem Sekretär meiner Grossmutter. Diesen haben ich vor ein paar Jahren – nicht ohne Aufwand – über den Schweizer Zoll gebracht, und es hat sich gelohnt. Jeden Tag, wenn ich am Sekretär meiner Grossmutter sitze, mich mit allerlei Bürokratie herumschlage oder auch bloss nachdenke, schaut die Eule mit ihren grossen Augen zu mir herunter, und ich denke an meine etwas eigenwillige, aber kluge Grossmutter. Wie oft brachte sie in unserer Grossfamilie mit einfachen Sätzen Dinge auf den Punkt und machte vor, wie sich Wesentliches von Unwesentlichem unterschieden lässt. Sie puzzelte gern und löste schwierigste Sudoku-Rätsel. Die Eule erinnert mich an sie, an die Heimat und den Wert von Klugheit. **Constanze Broelemann**

Spuren von einst

Grossvaters Sackmesser hatte sich in meiner Jugendzeit jedoch längst zum zivilen Werkzeug gewandelt. Er kratzte damit zum Beispiel auch seine Tabakpfeife aus und verwendete es auf unseren gemeinsamen Unternehmungen in freier Natur zum Schneiden des Proviantes. Sommers im Wald etwa, wo wir in Säcken Fichtenzapfen als Heizmaterial für den Winter sammelten. Oder auf den Emmental-Wanderungen.

Das Messer gehört jetzt mir. Die Klingen weisen noch die Schleifspuren des Grossvaters auf: Spuren vergangener Tage. **Hans Herrmann**



Ich denke an die schönen Sommertage im Wald

Das alte Sackmesser hat eine Klinge, einen Korkenzieher, einen Dosenöffner. Und eine kleine Spezialklinge; mit diesem sogenannten Radierer lassen sich etwa Tintenflecken auf Briefen wegkratzen. Doch mein Grossvater, dem das Messer gehörte, schnitt sich damit die Fingernägel. Es war ein heikles Prozedere, aber er war geschickt und schaffte es stets verletzungsfrei.

Es war eine Gewohnheit aus dem Heute verbringt die Eule ihr Dasein im Bündnerland. Noch immer sitzt sie auf dem Sekretär meiner Grossmutter. Diesen haben ich vor ein paar Jahren – nicht ohne Aufwand – über den Schweizer Zoll gebracht, und es hat sich gelohnt. Jeden Tag, wenn ich am Sekretär meiner Grossmutter sitze, mich mit allerlei Bürokratie herumschlage oder auch bloss nachdenke, schaut die Eule mit ihren grossen Augen zu mir herunter, und ich denke an meine etwas eigenwillige, aber kluge Grossmutter. Wie oft brachte sie in unserer Grossfamilie mit einfachen Sätzen Dinge auf den Punkt und machte vor, wie sich Wesentliches von Unwesentlichem unterschieden lässt. Sie puzzelte gern und löste schwierigste Sudoku-Rätsel. Die Eule erinnert mich an sie, an die Heimat und den Wert von Klugheit. **Constanze Broelemann**



«Eigentlich hatte ich gar keine Zeit»

Gesellschaft Sie erweitern das enge Netz der Kernfamilie und gönnen den Kindern auch mal den «schönen Ausnahmezustand»: die Historikerin Heidi Witzig über die Rolle der Grosseltern.

Was bedeutet es für Sie persönlich, Grossmutter zu sein?

Heidi Witzig: Sehr viel. Meine Enkelin ist jetzt neun, mein Enkel 15 und einen Kopf grösser als ich. Als sie klein waren, habe ich sie immer mittwochs gehütet, obwohl ich damals als freischaffende Historikerin viel unterwegs war. Eigentlich hatte ich keine Zeit und konnte mir regelmässiges Hüten nicht vorstellen. Als ich dann aber mein erstes Enkelkind als Neugeborenes im Spital sah, traf es mich mitten ins Herz, und ich sagte: Ja, ich will!

Wie ist die Beziehung zu Ihren Enkelkindern heute?

Die beiden wohnen in Winterthur in der Nähe und kommen mich oft besuchen. Unsere Beziehung ist in allen Teilen beglückend und schön.

Für unser Dossier suchten Redaktoren und Redaktoren nach Erinnerungsstücken an ihre Grosseltern. Von den Grossmüttern kam sofort viel zusammen, Grossvaterstücke waren seltener. Zufall?

Nein, kein Zufall. Wir sprechen hier von Grosseltern aus der Kriegs- und ersten Nachkriegsgeneration. Sie lebten zumeist noch in den traditionellen Rollenmustern: der Mann zu 100 Prozent im Erwerbsleben, die Frau zu 100 Prozent in der Familienarbeit. Da liegt es auf der Hand, dass sich der Enkelgeneration vorab die Grossmütter einprägen.

Was für Erinnerungen haben Sie selbst an Ihre Grosseltern?

Ich war oft bei den Grosseltern mütterlicherseits in den Ferien. Sie waren junge Grosseltern, entsprechend habe ich sie als «junge Alte» in Erinnerung. Speziell war, dass meine jüngsten Onkel und Tanten damals noch Teenager waren und immer noch in ihrem Elternhaus – also bei meinen Grosseltern – lebten. Im Gegensatz dazu war mein Grossvater väterlicherseits sehr alt, denn mein Vater war einer der Jüngsten von acht Kindern.

Die Erinnerungen an die Grosseltern sind meistens schön. Warum? Das trifft zur Hauptsache auf die Schweiz zu. Das Land blieb während des Zweiten Weltkriegs militärisch ja verschont. Die Väter und künftigen Grossväter überlebten den Aktivdienst praktisch alle. So

blieb in der Schweiz auch die ökonomische Situation relativ intakt, und in den Nachkriegsjahren setzte der Wohlstandsboom früh ein. Grosskinder konnten ihre Grosseltern somit in einem gesicherten und behaglichen Umfeld erleben. Anders als so viele Kinder etwa in Deutschland, deren Väter und Grossväter im Krieg gefallen waren.

Vielleicht scheint es ja auch nur so, als hätten die meisten Menschen verklärte Erinnerungen an ihre Grosseltern.

Richtig. Es sind nämlich vor allem Leute mit guten Erinnerungen, die erzählen. Schlechte Erinnerungen verschweigt man lieber. Und dann gibt es all die Verdingkinder, die gar nie das Privileg hatten, in eine Familie mit Eltern, Geschwistern und Grosseltern eingebunden zu sein. Weder kannten sie ihre Grosseltern, noch konnten sie im Alter selbst Grosseltern sein.

Das Bild der Grosseltern hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt, von den gesetzten «Weissköpfen» hin zu «jungem Alten».

Die Lebenserwartung ist mit dem Wohlstand gestiegen, und die Medizin macht laufend Fortschritte. 1880 betrug die durchschnittliche Lebenserwartung 42 Jahre, heute sind es über 80 Jahre. Grosseltern sind heute länger gesund und wirken oft jünger als Gleichaltrige vor einem halben Jahrhundert. Konnte man Ende der 1940er-Jahre, als die AHV eingeführt wurde, nach der Pensionierung noch mit ein paar wenigen Lebensjahren rechnen, so sieht man heute eine ganze Enkelgeneration aufwachsen.

Was können Grosseltern, was Eltern nicht können?

Nach meiner Erfahrung können sich Grosseltern mehr Zeit nehmen. Und sie haben eine andere Rolle, dürfen ihren Enkelkindern einen angenehmen Ausnahmezustand bieten, nach dem Prinzip: zum Dessert zwei Glacen statt nur eine. So hielt ich es jedenfalls selbst mit meinen Grosskindern, und es war mit den Eltern abgesprochen. Aber die Schulaufgaben, die mussten sie auch bei mir machen, das war klar.

Was würde fehlen, wenn Kinder keine Grosseltern hätten?

Das klassische Modell Mutter-Vater-Kind ist sehr in sich geschlossen. Eltern sind heute sehr nahe an ihren Kindern dran, coachen und trainieren sie, bringen sie zur Schule, betreuen sie generell sehr eng. Kinder brauchen aber mehr. Früher, in den Grossfamilien, war das Beziehungsnetz noch offener. Grosseltern sind



Legosteine erinnern die Historikerin Heidi Witzig an die Zeit, als sie ihre Enkelkinder hütete.

Foto: Elisabeth Real

«Manche hatten nie das Privileg, in eine Familie eingebettet zu sein.»

wichtig, weil diese eine zusätzliche Dimension in die familiäre Struktur hineinbringen. Für Kinder, deren Grosseltern nicht mehr leben oder weit weg wohnen, wäre es auf jeden Fall schön und wertvoll, wenn eine alte Person im Wohnquartier ein bisschen Ersatzgrossmutter beziehungsweise -vater sein könnte.

Viele Grosseltern betreuen ihre Enkelkinder regelmässig und helfen so mit, Kita-Kosten teilweise einzusparen. Ist das in Politik und Gesellschaft angekommen?

Es wird schon wahrgenommen. Die Betreuungsleistung der Grosseltern ist in der Tat gross. Laut Bundesamt für Statistik leisten Grossmütter und

Grossväter hochgerechnet 160 Millionen Betreuungsstunden pro Jahr im ungefähren Wert von acht Milliarden Franken.

Sollte diese Leistung finanziell abgegolten werden?

Ich frage mich, ob eine Monetarisierung die richtige Antwort ist, auch mit Blick auf Care-Arbeit generell und das Führen des Haushalts. Aber Arbeit ist es, das ist klar. Optimal wäre, wenn sich Partner hälftig in unbezahlte Care-Arbeit und Erwerbsarbeit teilen würden.

Sie engagieren sich in der GrossmütterRevolution. Wie steht es derzeit mit dieser Bewegung?

Angefangen hat es vor etwa 15 Jahren, die Pionierinnen von damals sind nun um die 80 und treten leiser. So wie ich auch, ich halte mich heute eher im Hintergrund. Jetzt ist eine neue Grossmüttergeneration am Drücker, mit neuen Themen.

Welche Themen sind das?

Die politischen Forderungen nach einem sicheren und gesunden Leben im Alter sind dieselben geblieben, zum Beispiel in Sachen 2. Säule. Die GrossmütterRevolution setzt heute aber vermehrt auch auf die Förderung von Aktivitäten in allen möglichen kulturellen Bereichen, dazu auf die Vernetzung mit anderen Grosseltern in ganz Europa.

Sie sind auch bei den KlimaSeniorinnen. Wie sehen Sie klimapolitisch die Zukunft der Jungen?

Nicht besonders optimistisch. Ich habe mich aber engagiert, und die schlechten Prognosen muss ich nicht allein auf meinen Schultern tragen. Und doch bleibt die Frage: Genügt es, im Kleinen zu wirken, und im Grossen bleibt alles so, wie es ist? Wichtig ist, beides im Auge zu haben. Interview: Christa Amstutz und Hans Herrmann

Heidi Witzig, 80

Sie studierte Geschichte und Kunstgeschichte an den Universitäten Zürich und Florenz. Seit 1986 ist Heidi Witzig freischaffende Historikerin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Alltags- und die Frauengeschichte. Bei der GrossmütterRevolution und den KlimaSeniorinnen gehört sie zu den Gründungsmitgliedern.

Auf diesem Bauernhof wachsen auch die Menschen

Gesellschaft Auf einem Emmentaler Hoger finden Menschen einen Platz, die es andernorts schwierig haben. Wielandleben ist Biohof und soziale Institution zum Wohnen und Arbeiten – und noch mehr.

Hoch hinauf aus dem Tal geht es, wenn das Ziel Wielandleben heisst. Der Hof von Salome und Thom Wieland liegt auf 1020 Metern über Meer zwischen Röthenbach und Bowil im Emmental – oder eben auf dem «Hoger». Schiene die Sonne, wäre die Sicht weit. Jetzt lassen die einzelnen Schneeflocken, die aus dem dichten Grau fallen, Salome Wieland auf den Skilift hinweisen. Falls genug Schnee liegt, lockt dieser praktisch hinter dem Hof zum Wintersport.

Doch die aperaturen, nassen Hänge sind leer. Betrieb herrscht dagegen im und um den Bauernhof, äusserst reger sogar. «Wir bauen eine neue Küche», sagt die Mitleiterin des Betriebs. Und auf dem Weg zum Aufenthaltsraum für die betreuten Bewohnerinnen und Bewohner spürt man: Hier sind Menschen enorm engagiert, und zwar für andere. Schön und informativ gestaltete Infotafeln und kleine Wegweiser zeigen, wo sich was befindet und was es alles gibt. Ein Willkommensgefühl ist augenblicklich da.



Mit Sinn für beeinträchtigte Menschen: Salome und Thom (rechts) Wieland machen vieles möglich. Foto: Marius Schären

Wichtige Werte im Alltag

Im hohen, hellen und aufgeräumten Raum mit grossem Tisch, Kaffeemaschine und Küchenecke ist Salome Wielands Energie spürbar. Sie wartet nicht nur auf Fragen, sondern will auch wissen, was der Hintergrund dieses Beitrags ist – neugierig, aber ohne zu drängen. Zugleich hört sie aufmerksam zu, geht direkt auf die Fragen ein und erzählt dann ohne Umschweife.

«Der christliche Glaube ist mir persönlich wichtig», sagt sie ziemlich am Anfang des Gesprächs, vom Hintergrund des «reformiert.» ausgehend. Der Glaube gebe ihr Kraft im Alltag. Etwa, indem sie etwas «auf das Herz bekomme» bei Fragen oder wenn sie Rat suche für Mitarbeitende, manchmal gar in Form eines Verses oder Spruches.

Doch auch wenn das für sie selbst so sei: «Ich finde es schön, dass die christlichen Werte auch ohne persönliche Beziehung zu Gott umsetzbar sind.» So seien die Menschen hier nicht speziell gläubig, sie wür-

«Christliche Werte sind auch ohne Beziehung zu Gott umsetzbar.»

Salome Wieland
Institutionsleiterin Wielandleben

den auch nicht zum Gläubigsein angehalten, sagt die Betriebsleiterin, die selbst in der freikirchlichen Bewegung Plus engagiert ist.

Tatkraft vieler Menschen

Im Alltag gibt es auf Wielands Hof jeweils vor dem Essen ein kurzes Gebet. «Für die Leute stimmt das», sagt die 38-Jährige. Es sind nicht wenige Leute: Nebst den voll beschäf-

tigten Salome und Thom ist ihre siebenjährige Tochter Lilou hier, zwei Frauen mit einem sozialpädagogischen Hintergrund sind zu je 80 Prozent angestellt. Dazu kommen drei Menschen mit Beeinträchtigungen, die hier leben. Zehn weitere kommen als Tagesgäste, wobei sieben von ihnen auch übernachten, aber nachts selbst verantwortlich sind.

«Und wir haben ganz viele freiwillige Helfende – ohne sie würde es nicht funktionieren», sagt Salome Wieland. Sie sind dabei beim Spielen, Singen mit den betreuten Gästen, bei Eselrundgängen, im Haushalt, bei Fahrdiensten. Unterstützt wird der ganze Bereich der sozialen Institution durch Spenden, getragen von einem Verein. «Nur so kann dieses Angebot überhaupt funktionieren, wir haben keine Leistungsvereinbarung und erhalten also keine entsprechenden Beiträge vom Kanton», hält Wieland fest.

Zum heutigen Ort seien sie durch Glück gekommen, berichtet Salome

Wieland. Von 2013 bis 2017 führten die ehemalige Postbeamtin und der ehemalige Konditor einen Hof in Pacht. «Wir stürzten uns mit dem Konzept und mit einer rosa Brille in die Realität», meint Wieland lachend. Dann konnten sie den heutigen Hof kaufen. Und hier müssten sie nun keine Werbung mehr machen für die Plätze – das laufe.

Genug, um dankbar zu sein

Nebst dem sozialen Bereich ist Wielands Hof eine Einzelfirma mit Milchwirtschaft, Bed and Breakfast, Events und Hofladen. Und das alles biologisch und weitgehend in Selbstversorgung. Da können Jahre wie das vergangene mit «Totalausfall» ausser beim Dinkel und Polentamais schon auf die Stimmung drücken. Aber: «Wir lassen uns davon nicht entmutigen», meint Salome Wieland. Es gebe dann eben zu essen, was vorhanden sei. Und das sei letztlich immer noch genug, um dankbar dafür zu sein. Marius Schären

Kindermund



Wie man entsorgte Liebe wachsen lässt

Von Tim Krohn

Bigna hat in der ehemaligen Bankfiliale im Erdgeschoss unseres Hauses einen Pop-up-Store eröffnet. Ein Laden ist es nicht wirklich, an der Tür steht: «Entsorgungsstelle für liegengeliebene, doppelte und ungeliebte Geschenke und Dinge aller Art.» Ich war der erste Besucher. «Was bringst du?», fragte Bigna. «Noch nichts, aber ich wohne ja nur eine Tür weiter. Was willst du?» «Egal, irgendwas, das du loswerden willst.» Ich machte kehrt und kam mit einer Schachtel Postkarten wieder, die mit Sinsprüchen bedruckt waren, einem Werbegeschenk. Bigna untersuchte die Karten, roch am Papier, lauschte dem Geräusch, wenn beim Öffnen der Schachtel das Vakuum sich mit leisem Ploppen löste, und sagte: «Sehr schön. Dieses Geräusch ist sehr tröstlich, wenn man an einem kalten Wintertag allein zu Hause ist.»

«Ich schenke sie dir», sagte ich. «Kannst du gar nicht mehr, du hast sie schon entsorgt», erklärte Bigna und zog eine Karte aus dem Stapel. «Wahre Freundschaft ist eine sehr langsam wachsende Pflanze», stand darauf. Das Kind nahm einen Marker zur Hand und zeichnete langsam, aber stetig eine Schlingpflanze auf die Karte, manche Blüten hatten herzförmige Blätter, andere aufgerissene Mäuler mit Spitzzähnen – so lange, bis die Karte damit bedeckt war. Zuletzt wurden an den Rand die Worte «blera fortuna» gequetscht, viel Glück.

«Jetzt du.» Bigna liess mich eine Karte ziehen und gab mir den Stift. «Aber ist das nicht schade?», fragte ich, «danach kann sie niemand mehr gebrauchen.» «Na, und ob! Da hat es jemand gut gemeint, war aber nicht sehr begabt. Wir schenken unsere Begabung dazu.» Seufzend las ich: «Wenn ich liebe, werde ich reicher um das, was ich liebe», dachte nach und schrieb darunter: «Wenn ich liebe, werde ich reicher um meine Liebe.» Bigna strahlte: «Ich wette, darauf wärest du ohne die doofe Karte nicht gekommen. Jetzt wieder ich.»

So verbesserten wir alle 25 Karten, danach wollte ich sie wieder mitnehmen. Aber Bigna sagte: «Nichts da, entsorgt ist entsorgt. Die verkaufe ich dem Nächsten. Du wirst dich wundern, wie viel ich verdiene.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landkinds Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Von Adam bis Zippora

Der Zenturio von Kafarnaum

Als der jüdische Wanderprediger Jesus von Nazaret um das Jahr 30 herum nach Kafarnaum am See Gennesaret kam, trat ein Zenturio der römischen Besatzungsmacht an ihn heran. Einer also, der eigentlich zu den Feinden der Juden gehörte. Der Hauptmann hatte von Jesus aber offensichtlich eine hohe Meinung, denn er kam mit einer speziellen Bitte.

Jesus möge doch seinen Knecht heilen, sagte nämlich der Hauptmann. Dieser liege gelähmt im Haus und leide grosse Schmerzen. Er wisse, dass ein Jude nicht das Haus eines Nichtjuden betrete, aber Jesus solle doch einfach

aus der Ferne ein Machtwort sprechen, sein Knecht werde davon bestimmt gesund. Er als Hauptmann wisse, wie es laufe, er sei schliesslich Vorgesetzter von Soldaten, und wenn er etwas befehle, so geschehe es auch.

Jesus war von diesem Votum beeindruckt und wandte sich an die Umstehenden. «Ich sage euch: Solchen Glauben habe ich bei niemandem in Israel gefunden» (Mt 8,10). Und zum Hauptmann sagte er: «Geh! Dir geschehe, wie du geglaubt hast.» Und noch in derselben Stunde wurde, wie die Bibel berichtet, der Knecht gesund. Nicht auf die Herkunft kommt es also vor Gott an, sondern auf den Glauben. Hans Herrmann

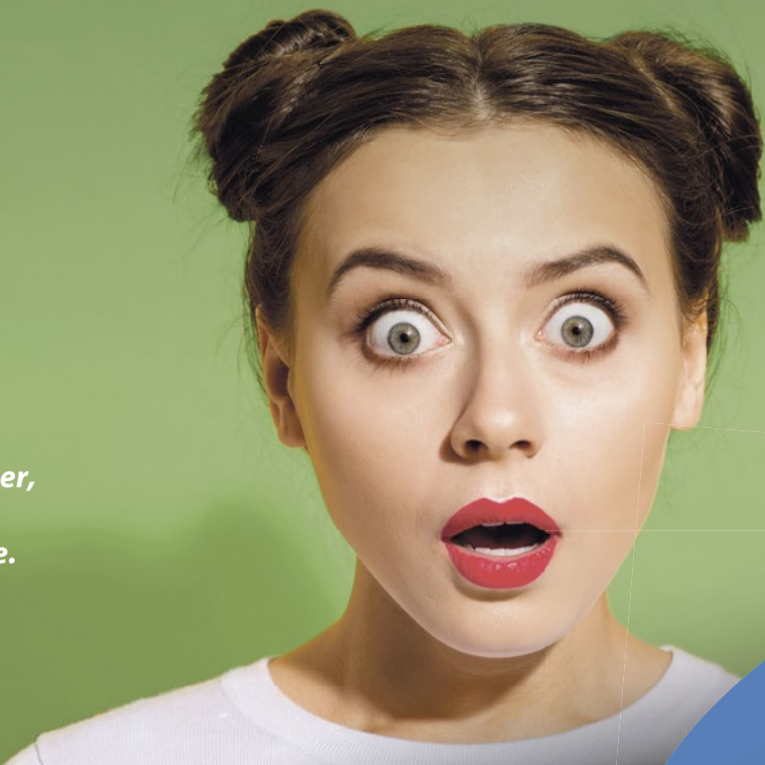
Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Cartoon: Heiner Schubert

Rezeptfreie Hilfe gegen den Kater.

Wir sind da bei Alkohol- und weiteren Suchtproblemen. Nicht nur nach dem Silvester, sondern das ganze Jahr. Unbürokratisch, unentgeltlich, für Betroffene und Angehörige.



Spendenkonto: IBAN CH10 0070 0114 8059 5273 1
Zürcher Kantonalbank, zugunsten Blaues Kreuz Kantonalverband Zürich

Kurse und Weiterbildung

«Prüft alles und behaltet das Gute!»
Jahreslösung 2025
Die Fachstelle Fokustheologie hat dazu theologische Materialien aufbereitet: für erwachsenenbildnerische Veranstaltungen, Feiern oder für sich selbst.

Weitere Infos & Download

Gute Abschiede sind gute Anfänge
Besuchsdienst-Zusatzmodul
24.01.2025, 13.30–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstr. 66, Bern
Kosten: CHF 45.–
Anmeldeschluss: 09.01.2025

Infos & Anmeldung

Begleitete Pilgerangebote
Gemeinsam Pilgern in einer Gruppe
Pilgerbegleitende aus unserem Kirchengebiet leiten verschiedene Angebote für Gruppen.
Zeitraum: Ostern oder im Sommer.
Zeit: Tages- oder Wochenangebote

Infos & Anmeldung

«Tu dem Körper etwas Gutes, damit die Seele Lust hat, darin zu wohnen»
Besuchsdienst-Zusatzmodul –
Wie der Körper auf die Seele wirkt
26.03.2025, 13.30–17.00Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstr. 66, Bern
Kosten: CHF 50.–
Anmeldeschluss: 11.03.2025

Infos & Anmeldung

Alle Angebote

Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

WIR HELFEN EFFIZIENT UND ZIELGERICHTET

Seit über 50 Jahren unterstützt das Waldenserkomitee in der deutschen Schweiz die Waldenserkirche in Italien und am Rio de la Plata in Argentinien und Uruguay.

Ihre Spende oder Ihr Legat ermöglicht uns, diese Unterstützung weiterzuführen und ein wichtiges Zeichen der Solidarität und Verbundenheit zu setzen.

Einfach mit TWINT spenden oder via:
IBAN: CH14 0900 0000 8004 4699 8

Waldenserkomitee in der deutschen Schweiz
www.waldenser.ch

Teilen Sie Ihr Glück mit der kranken Amira

Helfen Sie an Weihnachten mit Ihrer Spende den kranken Kindern in Bethlehem. Denn jedes Kind hat ein Recht auf Gesundheit.

Kinderhilfe Bethlehem
6002 Luzern
CH17 0900 0000 6002 0004 7
weihnachtskollekte.ch

Jetzt spenden

Sichern Sie mit Ihrem Legat Ihren Einfluss auf die nächste Generation in Israel.
Werden Sie Teil von Israels Geschichte.

PC-Konto 80-30297-4
IBAN CH29 0900 0000 8003 0297 4
info@kerenhajessod.ch
www.kerenhajessod.ch

Ein erfülltes Leben erhellet auch das Leben anderer.
In der Gegenwart – wie in der Zukunft.

ONLINE SPENDEN

Obdachlos

Jetzt spende!

Ihre Spende schenkt Obdach und Wärme für Menschen in Not.

sw-sieber.ch

Jetzt via Twint spenden.
Danke!

Sozialwerk Pfarrer Sieber

Ihre Spende schenkt Perspektiven!

Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
Spenden: IBAN CH53 0900 0000 8000 0048 4
www.cerebral.ch

Verein Kunst und Kirchenbau (K.u.K.)
Symbolik und Geschichte mittelalterlicher Kunst

Tagesausflüge und Studienreisen - Programm:
www.kunst-und-kirchenbau.ch

Moissac, Beaulieu, Conques

grosse romanische Portale in Frankreich

26. Juni – 2. Juli 2025

K.u.K., Postfach, 3001 Bern | 031/534'19'75 | info@k-u-k.ch

Geschichten

für alle Generationen

- Vorlesen
- Lesen
- Erzählen

Im Buchhandel oder auf www.mutaborverlag.ch

Tipps

Kinderbuch

Alma ist ein bisschen anders

Alma schaut immer so abweisend, finden die anderen Kinder. Alma merkt es nicht. Als der Lehrer den zappeligen Robin neben Alma setzt, kann sie nicht mehr in Ruhe lernen. Zu Hause bricht der Ärger aus ihr heraus. Ihre Mutter, ihr Hund und ihre Schneckensammlung können sie beruhigen, aber für den nächsten Tag braucht sie eine Strategie. Das Buch hilft Kindern mit Autismus, zu verstehen, warum manches für sie schwierig ist. **ibb**

Bruno Blume, Noëmi Sacher: Alma Abweisend. Kwasi, 2025, www.kwasi-verlag.ch



Um ihre Gefühle zu beherrschen, braucht Alma all ihre Konzentration. Bild: zvg

Klassische Musik



Goldene Reize. Foto: Giulia di Romualdo

Klassische Musik für die Kleinsten

Es glänzt und raschelt. Goldregen und Licht. Und ein Ballon, der zu der Musik tanzt, die spielt. Hände greifen zu und spielen mit, bis der ganze Raum erfüllt ist von Klängen. «Kulturknirps» ermöglicht Kleinkindern einen allerersten Kontakt zu ästhetischen Materialien und klassischer Musik. **ibb**

Kulturknirps. Konzipiert für Kinder ab einem Jahr, www.spielzimmer-bern.ch

Chorgesang



Goldene Klänge. Foto: Ruben Ung

A-cappella-Aufnahmen zum Chorjubiläum

Zu seinem 30-jährigen Jubiläum hat der Schweizer Jugendchor Werke von drei bedeutenden Schweizer Komponisten aufgenommen. Dieses Album ist nach Frank Martins geistlichem, sehr beliebten A-cappella-Stück «Messe pour double chœur» benannt, von dem es bisher nur wenige Aufnahmen gibt. **ibb**

Schweizer Jugendchor: Messe pour double chœur. Zytglogge, 2024

Agenda

Ausstellungen

Blumen durch Beton

Fotografien von Hans Georg Kollrack schmücken im Januar und Februar das Kirchgemeindehaus Zollikofen. Die Bilder von Kollrack – etwa ein Löwenzahn, der durch einen Spalt im Betonboden wächst – laden zum Entdecken ein und lassen die Betrachterinnen aufmerksam durch den Alltag gehen.

Di, 14. Januar, 19 Uhr (Vernissage)
Kirchgemeindehaus, Lindenweg 3, Zollikofen

Öffnungszeiten: Mo–Fr, 9–20 Uhr

So tickt die Vorortschweiz

Die aktuelle Ausstellung im Berner Kornhausforum befasst sich noch bis am 2. Februar mit dem Leben in der Agglomeration. Die Ausstellung ist in ein vielfältiges Rahmenprogramm eingebettet. Über den Stadt-Land-Graben diskutieren im Januar Expertinnen und Experten aus Politik und Forschung. Studierende des Literaturinstituts in Biel reflektieren den Graben in literarischen Texten, und der Filmemacher Simon Baumann, der in der Ausstellung «Vorortschweiz» vertreten ist, gibt Auskunft.

Mi, 15. Januar, 18–19.30 Uhr
Kornhausforum, Bern, Stadtsaal, 1. OG

Konzerte

Ein Musical über den Propheten Jona

Auf der Musical-Tour 2025 widmen sich die Chöre der freikirchlichen Jugendorganisation Adonia einer der bekanntesten Geschichten des Alten Testaments und singen über den Propheten Jona. «Jona – Prophet uf Abwäge» heisst das Musical, das von einer Liveband begleitet wird. 70 Jugendliche stehen für die Produktion gemeinsam auf der Bühne und sind in der Deutschschweiz und der Romandie auf Tournee.

Mo, 30. Dezember, 19 Uhr
Restaurant Kreuz, Dorfstrasse 30, Belp
Eintritt frei – Kollekte.
www.adonia.ch/musical

Orgelpunkt

Vielseitig, stilsicher, zeitlos und modern bringen Organistinnen und Organisten aus aller Welt die Orgeln der Berner Heiliggeistkirche in der Reihe «Orgelpunkt – Musik zum Wochenschluss» zum Strahlen. Jeweils eine halbe Stunde über Mittag spielen im Januar: Marc Fitze (Bern), Elie Jolliet (Bern), Marianne Beyeler (Bern), Hans Peter Graf (Bern) und Roman Perucki (Danzig). Nach dem Konzert gibt es bei Kaffee und Kuchen Gelegenheit zum Austausch.

Fr, 3./10./17./24./31. Januar, 12.30–13 Uhr
Heiliggeistkirche beim Bahnhof Bern
www.offene-kirche.ch

Abendmusiken auch im neuen Jahr

Die Reihe der Wohlener Abendmusiken geht auch im Jahr 2025 weiter. Der Organist Elie Jolliet, selber aufgewachsen in Wohlen, macht im Januar den Auftakt. Er erkundet in einem vielfältigen Programm vom Barock bis in die Gegenwart die Kunst der musikalischen Variation.

So, 5. Januar, 17 Uhr
ref. Kirche, Wohlen bei Bern
www.kg-wohlenbe.ch

Kinder singen und helfen Kindern

Gekleidet als Könige und Sternträger, sind Kinder unterwegs, um Menschen mit Liedern und Versen Freude und Segen zu bringen. Auch in Biel ziehen Anfang Jahr Kinder durch die Stadt, singen gemeinsam und sammeln so Geld für Projekte, mit denen Kinder in Not unterstützt werden. Das Sternsingen wird ökumenisch durchgeführt.

Sa, 11. Januar, ab 10 Uhr
Start: Bruder Klaus, Aebistrasse 86, Biel

Lichtshow

Genesis zum Zweiten

Nach der erfolgreichen Premiere im Jahr 2023 kehren die Lichtkünstler von Projekt in den Januar 2025 mit dem zweiten Teil der Schöpfungsgeschichte in die Heiliggeistkirche in Bern zurück. Genesis II lässt die Besucherinnen und Besucher eintauchen in den Beginn des Daseins. Die Erschaffung von Sonne, Mond, Sternen, Tier- und Pflanzenwelt erstrahlt an den Wänden der Kirche. Die Show dauert 30 Minuten und wird jeweils zwischen 18 und 21 Uhr gezeigt.

9. bis 29. Januar, täglich ab 18 Uhr
Heiliggeistkirche beim Bahnhof Bern
Vorverkauf: www.feverup.com

Literatur

Literatur und Musik im Münster

Die Veranstaltungsreihe Wortklangräume geht im neuen Jahr an noch drei Abenden weiter. Im Berner Münster treffen sich renommierte Schriftstellerinnen und Musiker und widmen sich gemeinsam dem Thema Transzendenz. Im Januar findet eine Dialog-Lesung mit Thomas Hürlimann und Fedora Wesseler statt. Auf der musikalischen Seite sind die Klarinetistin Rebecca Minten und der Organist Samuel Coandey zu Gast. Die Münsterergass-Buchhandlung ist an den Anlässen jeweils mit einem Büchertisch vor Ort.

Di, 7. Januar, 19.30 Uhr
Berner Münster
Eintritt frei, Kollekte
www.bernermuenster.ch

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 12/2024, S. 5–8
Dossier «Gesang»

Die rebellischen Synkopen

Mit den herkömmlichen Kirchengesangbüchern verfügen die Landeskirchen über ein Kulturgut, das allgemein wohl eher unterschätzt wird. Dabei helfen uns die vielen, aus Jahrhunderten zusammengetragenen und aus tiefstem Glauben entstandenen geistlichen Lieder zur Verehrung und Anbetung Gottes. Sie trösten uns in Leid und Tod, begleiten uns während der christlichen Feier- und Festzeiten, geben uns Hoffnung im Glauben an die Auferstehung oder gedenken Marias, der Gottesgebärerin. Es sind geistliche Gesänge fürs Volk, Lieder, die durch ihre Schlichtheit und ausgewogene Melodienfolge jedes Gemüt berühren und dennoch genügend Raum lassen, auch den Text zu verinnerlichen. Ein Fundus, der noch längst nicht ausgeschöpft ist! Trotzdem werden mancherorts immer wieder andere, der Welt vermeintlich eher entsprechende Lieder bevorzugt. Leider sind nun aber die meisten von ihnen durchgehend synkopisch, das heisst, dass die natürlich betonten Teile eines vorgegebenen Taktes verschoben sind, wie etwa beim Jazz. Es fühlt sich daher an, als müsste man

sich ständig gegen etwas von aussen Kommendes zur Wehr setzen. Andacht und Ehrfurcht verflüchtigen sich, und man ist wieder nur mit sich selbst beschäftigt. Synkopen gleichen sozusagen kleinen, aber nicht weniger gefährlichen Rebellen, die sich stets gegen eine ruhig dahinfließende, beschauliche Ordnung auflehnen. Somit kann man sie nicht als geistliche Lieder bezeichnen. **Gret Ferndriger-Girardin, Boppelsen**

reformiert. 12/2024, S. 14

«Die Kirche ist mir eigentlich sehr nah»

Ich habe es anders erlebt

Mit Interesse habe ich das Interview mit Erich Langjahr gelesen. Eine Ordensschwester als Kindergärtnerin in Zug liess den jungen Erich wissen, er sei ein «Heidenkind», weil er nicht im katholischen Glauben getauft wurde. Eine solche Ausgrenzung ist schlimm. Ich selbst verbrachte in denselben Jahren wie Herr Langjahr meine Kindheit ebenfalls in Zug. Wir wohnen damals, Anfang der 50er-Jahre, im neuen Guthirt-Quartier. Meine Kindergärtnerin, die Nonne Maria, schaute sehr fürsorglich und umsichtig zu uns Kindern. Sie war auch eine talentierte Märchenerzählerin. Schade, dass Herr Langjahr nicht den Guthirt-Kindergarten besuchen konnte. Ein gutes Beispiel für religiöse Toleranz zeigte der katholische Sekundarlehrer Kamer. Im Geschichtsunterricht merkte er an, dass die katholische Kirchenführung in Rom eine Mitschuld an der Reformation hatte. Man hätte auf den Gelehrten Erasmus von Rotterdam hören sollen. Zwei christliche Konfessionen standen sich unversöhnlich gegenüber, was zu Krieg und grossem menschlichen Leid führte, insbesondere auch im Dreissigjährigen Krieg. Ich erfuhr damals in Zug kaum eine religiöse Ausgrenzung. In meiner Klasse spielte die Religionszugehörigkeit keine Rolle. Die reformierten Kinder freuten sich über die katholischen Feiertage, die allesamt unterrichtsfrei waren.

Auflösung zVisite-Rätsel

Wir gratulieren

Die Lösung lautet: «Gebetsmühle»

- Preis: Rainer Nimmerfall, Basel;
 - 4. Preis: Peter Thürer, Wiesendangen; Pascal Moser, Domat/Ems; Käthi Eggimann, Dürrenroth;
 - 7. Preis: Maria Habegger, Hünibach; Fränzi Pfister, Horw; Sophie Pfeiffer-Sang, Regensdorf.
- Wir gratulieren herzlich und wünschen den Glücklichen Freude an den Preisen. Die Redaktion

T	R	P	O	L	I	N	E	A	R	E			
E	L	I	S	B	L	O	O	M	L	E	I	N	
I	E	P	I	N	E	Y	U	I	N				
G	A	L	A	S	R	A	S	T	A	F	A	R	I
N	T	A	B	I	O	L	D	I	R				
B	I	B	E	L	N	C	O	U	R	T	M	D	
E	N	K	A	S	E	L	W	A	I	S	E		
N	O	T	E	E	S	A	N	U	N				
A	L	U	A	R	M	B	A	E	R	E			
R	I	T	E	N	A	S	E	K	E	L	C	H	E
E	T	K	U	R	R	E	E	A	R	N	I		
S	H	I	V	A	S	R	G	L	I	B	Y	E	N

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerberngasse 23, 3000 Bern 13
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

In eigener Sache

Neue Mitarbeiterin

Susanne Kreuzer hat «reformiert.» per Ende Dezember verlassen. Sie war zwölf Jahre lang im Layout für die Gestaltung verantwortlich und hat Erscheinungsbild und Bildsprache der Zeitung massgeblich mitgeprägt. Die Redaktion dankt ihr für ihre Sorgfalt, Einsatzbereitschaft und ihre Kollegialität. Neu zum Redaktionsteam stösst Nicole Huber. Sie war zuletzt bereits als freie Mitarbeiterin für «reformiert.» tätig und übernimmt die Verantwortung für die Produktion. Für die Gestaltung verantwortlich zeichnet nun Miriam Bossard, die seit zwei Jahren für «reformiert.» arbeitet. **fmr**

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 678 606 Exemplare

Redaktion

AG/ZH Christa Amstutz (ca), Veronica Bonilla Gurzeler (bon), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Anouk Holthuisen (aho), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)
BE Hans Herrmann (heb), Isabelle Berger (ibb), Mirjam Messerli (mm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)

Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Miriam Bossard (Gestaltung), Nicole Huber (Produktion)
Korrektorat: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern|Jura|Solothurn

Auflage: 348 481 Exemplare (WEMF) reformiert. Bern erscheint monatlich.

Herausgeber: Verein reformiert. Bern|Jura|Solothurn
Präsidentin a.l.: Annelise Willen, Burgdorf
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag

Postfach, 3000 Bern 13
Verlag (Verlagsangelegenheiten):
Tel. 031 398 18 30
verlag.bern@reformiert.info
Redaktion (Leserbriefe)
Tel. 031 398 18 20
redaktion.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

merkur medien ag, Langenthal/Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 15, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurmedien.ch
Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

merkur medien ag, Langenthal
reformiert@merkurmedien.ch

Inserate

KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediabäckerin Ursula Notz Maurer
071 314 04 74, u.notz@kueba.ch

Inserateschluss Ausgabe 02/2025

3. Januar 2025

Druck

DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier

Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.

Porträt

Mit der Musik will er etwas zurückgeben

Kultur Bruno Schneider hat ein Orchester für pensionierte Berufsmusiker gegründet. Seine AHV-Philharmonie spielt ohne Gage für gute Zwecke.



Als Solohornist kann Bruno Schneider weiterarbeiten. Für ihn ist das ein Privileg.

Foto: Christian Aeberhard

Bruno Schneider weiss über Berufsmusiker und ihren Ruhestand einige Geschichten zu erzählen: die vom Hornisten, der sein Instrument am Tag der Pensionierung in einem See versenkte. Oder die vom Tubisten, der seine Tuba mit einer Walze plattmachte und sie sich an die Wohnzimmerwand hängte. «Aber das sind Ausnahmen», sagt Schneider und lacht. «Bei Orchestermusikern läuft es meist so: ein letztes Konzert, viel Applaus, ein Blumenstrauss, und alles ist vorbei.»

Für viele kommt dann die grosse Leere. Schneider ist selbst Musiker, jahrzehntlang spielte er als renommierter Solohornist, erst in der Zür-

cher Tonhalle, dann in Konzerthallen weltweit. Zusätzlich lehrte er an Hochschulen, zuletzt in Genf und in Freiburg im Breisgau.

Steuergelder für Kultur

Seit zwei Jahren ist auch der 67-Jährige formal Rentner, wenngleich ein vielbeschäftigter. Am Wohnzimmer seines Stadthauses in Basel, zwischen Biedermeiersofa und Bücherregalen, spricht er Ende November über sein jüngstes Projekt: die AHV-Philharmonie.

Das 2024 gegründete Orchester gibt Mitte Dezember in Bern sein zweites Konzert, und der Name ist Programm: Es spielen pensionierte

Berufsmusikerinnen und -musiker, die in Schweizer Orchestern oder Musikschulen angestellt waren.

Ein einmaliges Konzept, zumal das Orchester unentgeltlich auftritt. Die Einnahmen des ersten Konzerts gingen an Procap, die Selbsthilfeorganisation für Behinderte. Im zweiten Konzert wird Antonin Dvoráks 7. Symphonie für das Hilfswerk der Evangelisch-reformierten Kirche der Schweiz (Heks) aufgeführt.

«Wir wollen der Gesellschaft etwas zurückgeben, so spielen wir für Organisationen, die Menschen hierzulande unterstützen», sagt Schneider. Schliesslich lebe die Kultur ja stark von Steuergeldern. Bei seinen

Berufskollegen stiess die Idee auf Anklang. Schneider erhielt begeisterte Mails, und schnell hatte er ein 60-köpfiges Orchester beisammen. Zwar spielten viele Pensionierte in kleineren Ensembles weiter. «Aber der Klang in einem sinfonischen Orchester – das ist etwas ganz anderes», sagt er und breitet weit die Arme aus. Mit 15 wusste Schneider, dass er Berufsmusiker werden wollte. Im Probenraum im Souterrain hängen Hörner an einem Ständer, den sein Vater einst für ihn gezimmert hat. Naturhörner – also Instrumente ohne Ventile – lagern in einer Vitrine. Schneider spielt einen Schofar an, ein Widderhorn, das im Judentum zu bestimmten Feiertagen geblasen wird. Ein durchdringender heller Klang erfüllt den Raum.

Noch immer übt er täglich mindestens eine Stunde, vor Auftritten

«Die Jungen werden von den Alten dirigiert. Wir machen es andersherum.»

bis zu drei. Als Solohornist kann er selbstständig weiterarbeiten, muss auf die Arbeit nicht ganz verzichten. «Ein Privileg», sagt er.

Eine Gesellschaft für alle

An eines seiner drei Kinder hat er seine Leidenschaft weitergegeben, die Tochter ist Geigerin. Die andere hat als Juristin für das Heks gearbeitet – so kam der Kontakt für das Konzert zustande. Auch der Sohn studiert Jura, er wohnt noch bei den Eltern, wegen einer Krankheit ist er auf einen Rollstuhl und ihre Unterstützung angewiesen. Derzeit lässt Schneider das neue Auto behindertengerecht umbauen.

Dem Musiker ist eine inklusive Gesellschaft wichtig, für Menschen mit Beeinträchtigungen und Menschen jeden Alters. Der Generationenkonflikt mache ihm Sorgen, er spüre ihn deutlich, sagt er, «in der Debatte um die 13. AHV-Rente oder den Klimawandel».

In der AHV-Philharmonie reichen die Rentner den Jungen die Hand: Sie suchen sich für die Konzerte jeweils Nachwuchsdirektoren einer Musikhochschule. «In der Musikwelt läuft es meist so: Die Jungen werden von den Alten dirigiert», sagt Schneider. «Aber wir machen es gerade andersherum.» Cornelia Krause

Gretchenfrage

Flurina Rigling, Paradrrennfahrerin:

«Ich teile die Werte der christlichen Kultur»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Rigling?

Ich wurde getauft, besuchte zuerst den katholischen und dann den reformierten Unterricht – weil hier meine Freundinnen waren. Ich bin christlich aufgewachsen, später trat ich aus der Kirche aus. Ich bezeichne mich nicht als religiös, doch bewundere ich die Natur und glaube an sie, an die Menschen, und ich teile die Werte der christlichen Kultur, in der ich aufgewachsen bin.

Welche Werte meinen Sie?

Wichtig finde ich etwa den Respekt für andere, einander zu helfen, sich zu unterstützen, ohne Vorurteile zu begreifen und vergeben zu können.

Wie stark haben so grosse Erfolge im Sport, wie Sie sie feiern konnten, auch mit Glauben zu tun?

Auf das Mentale bezogen äusserst viel. Schon nur, um so trainieren zu können, brauche ich den Glauben an mich und das, was ich tue. Und das ganze Team muss an einen glauben. Erfolge entstehen nur aus einer funktionierenden Gemeinschaft, auch daran glaube ich.

Aber Sie scheinen sehr rational zu funktionieren, haben soeben den Masterabschluss in Politikwissenschaften gemacht, tüfteln akribisch an Ihrer Ausrüstung.

Ja, ich bin schon so geprägt. Aber aufgrund meiner Lebenserfahrung weiss ich auch, dass nicht alles in eine Formel passt. Und ich bin zwar sehr rational, aber auch emotional und höre auf mein Bauchgefühl.

Warum engagieren Sie sich zudem für die Akzeptanz des Parasports?

Bei Sportvereinen fühlte ich mich nicht dazugehörend. Das änderte stark, als ich zum Parasport kam und sah, mit welchen Herausforderungen hier andere umgehen müssen. Ich merkte, dass ich in einer privilegierten Situation bin mit alledem, was ich tun kann. Doch das geht nicht allen so. Das finde ich bereichernd, auch für die Gesellschaft. Durch mein Engagement mache ich darauf aufmerksam.

Interview: Marius Schären

Christoph Biedermann



Tipp

Unterhaltung

Herzerwärmendes für dunkle Abende

Um die Wintersonnenwende sind die Nächte lang und die Abende dunkel. Das Haus noch einmal zu verlassen, reizt einen nicht sehr. Doch womit vertreibt man sich die Zeit? Zu was kann man sich selbst motivieren, wenn die Dunkelheit aufs Gemüt drückt? Ja, der Griff zum Handy und der Klick auf Youtube sind schnell gemacht. Aber oftmals fühlt man sich nach dem Glotzen nicht wirklich besser.

Es kann auch anders sein. Die Redaktion Bern von «reformiert.» hat ein paar Videotipps, um Ihnen posi-

tive Gefühle zu beschern und Sie zu Hause in Bewegung zu bringen.

Vielleicht weckt «Urmel aus dem Eis» von der Augsburger Puppenkiste bei Ihnen nostalgische Erinnerungen oder verzückt Sie ganz einfach mit dem Liebreiz der Marionetten. Die Kult-Sitcom «Fascht e Familie» aus den 1990er-Jahren kann Ihre Lachmuskeln aktivieren. Und wollen Sie sich etwas bewegen oder einfach noch ein wenig weiterlachen, seien Ihnen die Aerobic-Videos von Jane Fonda empfohlen. Entspannend hingegen wirken die Trainingsstunden des Royal Ballet, mit Live-Klavierbegleitung. **ibb**

«Fascht e Familie» finden Sie auf SRF Play, alle anderen Videos unter dem entsprechenden Suchbegriff auf Youtube.



Flurina Rigling (28) ist 2024 Weltmeisterin im Strassenrennen geworden. Foto: Gabriel Monnet/Swiss Paralympic